Geisteskultur

Monatshefte der Comeniusgesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung

Gegründet von Ludwig Keller
Herausgegeben von Artur Buchenau

36. Jahrgang - Zwölftes Heft
Dezember 1927



Berlin und Leipzig 1927
Verlag von Walter de Gruyter & Co.

Comenius-Gesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung

Gegründet 1892 von Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller

Vorsitzender: Oberstudiendirektor **Dr. Buchenau**, Charlottenburg 5, Schloßstraße 46

Die Mitgliedschaft wird durch Einzahlung von 20 Goldmark erworben. (In- und Ausland.) Die Beitragszahlung kann erfolgen:

1. auf das Konto der Comenius-Gesellschaft bei dem Postscheckamt Berlin Nr. 21295
2. direkt an die Geschäftsstelle der C.-G. in Berlin W 10, Genthiner Str. 38 i. H. Walter de Gruyter & Co.

Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift **kostenlos**. Sie erscheint jährlich etwa in 12 Heften. Die Hefte sind auch einzeln käuflich und in Buchhandlungen in Form des Zeitschrift-Abonnements zu beziehen.

36. Jahrgang

Inhalt:

Heft 12

Manuskripte werden erbeten an die Redaktion: E. Wernick, Berlin W 10, Genthiner Straße 38.

Die Manuskripte sollen paginiert, nur einseitig beschrieben sein und einen Rand freilassen.
Rückporto ist beizufügen. Nachdruck ganzer Aufsätze ist ohne vorherige Erlaubnis nicht gestattet.
Einzelne Abschnitte können bei genauer Quellenangabe wörtlich übernommen werden.

Jährlich erscheinen 10 bis 12 Hefte. **Preis des Jahrgangs M. 20.—.**

Die Erneuerung des polnischen Geisteslebens vor hundert Jahren und der deutsche Geist.

Von **Walter Kühne** (Stettin).

Wenn man heute mit gebildeten Deutschen über Polen, polnische Literatur, Philosophie, polnische Kultur überhaupt spricht, so muß man immer wieder Ahnungslosigkeit und Interesselosigkeit feststellen. Namentlich in den deutschen Grenzgebieten, in den großen Städten, von denen aus man in ein paar Eisenbahnstunden nach Polen gelangt, möchten die Deutschen am liebsten von der polnischen Kultur nichts hören und wissen. Hat ausnahmsweise mal ein Deutscher ein Interesse für polnisches Geistesleben gefaßt, so hat er es schwer in Stadtbibliotheken das wünschenswerte Studienmaterial zu finden. Eher ist eine deutsche Stadtbibliothek mit Werken über die Literaturen, aus dem Geistesleben ganz ferner Völker reichlich versehen als mit Werken des polnischen Geistes. Und doch ist in Ostdeutschland ein großes Geschrei über die bedrohliche Nähe des polnischen Staates. Indessen sind die Deutschen zu erhaben in ihrer Kultur, um sich um die Kultur des in ihren Augen unbedeutenden polnischen Volkes zu kümmern. Sie bedenken nur nicht, daß diese Haltung viele, den Deutschen allerdings recht unangenehme Früchte getragen hat und ständig trägt.

Diese Lage der Dinge ist schon eine recht alte. Der gebildete Pole hat immer mehr Verbindung mit dem deutschen Geistesleben gehabt als der gebildete Deutsche mit dem polnischen Geistesleben. Besonders gering war die Wechselwirkung zwischen deutschem und polnischem Geistesleben vor etwa 150 Jahren. Klagt doch **George Samuel Bandtke** in seinem Werk „Historisch-kritische Analekten zur Erläuterung der Geschichte des Ostens von Europa" (Breslau 1802 im Verlag der Mayerschen Buchhandlung), das er als Substitut am St. Elisabethanischen Gymnasium in Breslau schrieb, wie wenig Verbrüderung in den Zeiten des polnischen Königs Stanislaus Augustus zwischen den deutschen und polnischen Gelehrten und Literatoren war. Bandtke, der 1811 Bibliothekar und Professor in Krakau und ein berühmter polnischer Geschichtsschreiber, Sprachforscher und Bibliograph geworden ist, schreibt in der Vorrede unter Bezugnahme auf das Werk **Antons** „Erste Linien eines Versuches über der alten Slawen Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse":

„Die Anmerkungen zu Hrn. Antons Versuche über die Slawen sind ein dankbarer Tribut für den gegen die Slawen billiger denkenden Teil Deutsch-

lands und für Hrn. Anton selbst, der hierin zuerst glücklich die Bahn gebrochen hat. Möchte dieses geringe Schärflein etwas dazu beitragen, die odiöse Celtomanie, die dem humanen und edlen philanthropischen Charakter der Deutschen so wenig ziemt, zu verdrängen...".

Das polnische Geistesleben stand in der damaligen Zeit noch wesentlich unter französischem Einfluß. Es gab zwar eine ganze Zahl von Autoren, die die deutsche Literatur kannten und schätzten, aber mit ihren Ansichten nicht hervorzutreten wagten. Es war auch immer ein Strom deutschen Geistes durch Werke über Technik und Ökonomie, Agronomie, Medizin, Sprach- und Altertumswissenschaften, Geschichte, Archäologie nach Polen gegangen, aber es fehlte der deutsche Einfluß auf die eigentliche Literatur.

In den Jahren 1783—1787 wirkte Georg Forster, der Weltreisende und Naturforscher, der Freund Jacobis, Sömmerings.., Schwiegersohn des Göttinger Professors Heyne als Professor in Wilna, aber man hatte es bei seiner „Ernennung vorzüglich darauf abgesehen, daß er die Anwendung der inländischen Erzeugnisse bekannter und allgemeiner machen sollte. Ganz besonders hoffte man von ihm, daß er durch Auffindung von Salzlagern den Bergbau des Landes heben sollte.." (Jacob Moleschott „Georg Forster, der Naturforscher des Volkes" Frankfurt a. M. 1854.)

Forster ist so recht ein Beispiel, wie Deutsche in Polen wirken konnten. Er war froh, als seine „Verbannung" ein Ende nahm.

In jenen Jahrzehnten von 1790—1810 haben manche deutsche Buchhändler als Verleger polnischer Werke und Anreger neuer Veröffentlichungen anregend gewirkt. Adolf Eichler weist in seiner Schrift „Das Deutschtum in Kongreßpolen" besonders auf die verdienstvolle Tätigkeit des Hofbuchhändlers und Druckereibesitzers Michael Gröll hin, eines 1762 in Warschau eingewanderten Dresdeners, der die „Polnische Bibliothek" gegründet und eine Anzahl Schriften verlegt habe.

Mancherlei Beziehungen zwischen deutscher Kunst und Wissenschaft und den Polen kamen in der Zeit der preußischen Herrschaft über Warschau und Neu-Ostpreußen zustande.

Die preußischen Behörden ermöglichten in den Jahren 1795—1807 in Warschau, Kalisch und anderen größeren Städten das Auftreten einiger deutschen Theatergesellschaften.

„Eine Bereicherung des geistigen Lebens der deutsch-polnischen Gesellschaft des damaligen Warschaus geschah auch — so schreibt Eichler — durch die deutschen Dichter, die im Dienste der preußischen Verwaltung standen. Von ihnen sind der Regierungsrat E. Th. A. Hoffmann, der Kammersekretär Zacharias Werner und der Regierungsassessor T. E. Hitzig zu nennen. Andere der geistig angeregten Beamten vermittelten den Warschauern die Kenntnis der Werke der deutschen Musikgrößen durch öffentliche Konzerte.

„Bei dem starken deutschen Einschlag der Warschauer Bürgerschaft überrascht es uns nicht, aus Berichten zu hören, daß sich deutsche Bräuche, so der des Christbaumschmückens, immer mehr einbürgerten.

„Deutsche Gelehrte weckten den Sinn der Warschauer für Naturwissenschaften. Nach der Gründung der „Physikalischen Gesellschaft“ wurden physikalische Experimente zur Modesache. — Auch die zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und der polnischen Sprache 1800 gegründete „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“, deren späterer Vorsitzender Staszyc war, hatte unter ihren 30 wirklichen Mitgliedern eine große Anzahl deutscher Gelehrten. — Deutsche Ärzte waren seit jeher in Warschau stark vertreten. Von den acht Gründern der 1809 ins Leben gerufenen medizinischen Akademie waren fünf Deutsche“ (S. 55/56).

Auf philosophischem Felde hat Ende des 18. Jahrhunderts Felix Jaroński sich angelegen sein lassen durch polnische Bearbeitung eines deutschen philosophischen Kompendiums und überhaupt durch Verbreitung der neueren deutschen Philosophie das Interesse für die Philosophie unter den Polen zu heben. Anfang des 19. Jahrhunderts hat Joseph Szaniawski die wichtigsten Errungenschaften auf dem Gebiete der Philosophie bei den Deutschen den Polen übermittelt und versucht aus dem deutschen Idealismus eines Schelling heraus das Bewußtsein von der Bedeutung der Nationalität bei den Polen zu erwecken. (Vgl. Clemens Hankiewicz „Grundzüge der Slavischen Philosophie“ 2. verm. Auflage Rzeszów 1873.)

Den Bann gebrochen hat das Werk „De l'Allemagne“ der Frau von Staël. Es bescheinigte den Polen von Frankreich her den Wert der deutschen Literatur, des deutschen Geistes.

So kam es denn, daß der Posener Gymnasial-Direktor Johann Samuel Kaulfuß als erster unter den Polen die deutsche Literatur über die französische zu stellen wagte durch seine in polnischer und deutscher Sprache 1816 erscheinende Abhandlung „Warum ist die deutsche Sprache und Literatur als Hülfsmittel zur Fortbildung der französischen vorzuziehen?“

Er sagt in dieser noch heute sehr lesenswerten Schrift unter anderem: die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in Polen herrschende Vorliebe für die französische Sprache hat sehr viele Polen zu Franzosen gemacht, dem polnischen Volkstum entfremdet. „Sprache, Wendung, Sitte, Denkart, — Alles ist des Franken. Dagegen fordere ich jeden Leser auf mir einen wahren Polen von Geist aufzuweisen, der bei der größten Beschäftigung mit deutscher Sprache und Literatur sein polnisches Volkstum eingebüßt hätte!“ Die deutsche Sprache ist ihm für die Polen der Schlüssel zur Weltliteratur und Universalität... „Was durch diese Tätigkeit der Seelenkräfte in Beschäftigung mit deutscher Literatur gewonnen wird, ist nicht Deutsches, ist rein Menschliches, das sich im polnischen Menschen wie im deutschen in seiner ganzen Vortrefflichkeit um so mehr offenbart, je enger verwebt mit den bestimmten Formen des Volkstums es sich in größter Verschiedenheit derselben als befreundet erkennt.. .“ (S. 21).

Um diese Abhandlung entspann sich ein literarischer Federkrieg in den polnischen Zeitschriften. In ihn griff durch eine Abhandlung „Über Klassizität und Romantik“ auch Kasimir Brodziński ein von dessen Bedeutung man eine

gute Vorstellung aus der „Geschichte der polnischen Literatur" von Heinrich Nitschmann (2. Aufl., Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich 1889) erhält. Er hatte auf dem Gymnasium in Tarnów in Galizien die deutsche Sprache völlig zu beherrschen gelernt und war ein großer Verehrer Herders, Schillers und Goethes geworden. Brodziński trat offen und warm für Goethe gegen seine Verkleinerer auf.

Der damalige Streit um die neue geistige Orientierung des polnischen Geistes, um die Wendung vom französischen Einfluß zum deutschen vollzog sich unter den literarischen Schlagwörtern: Romantik und Klassizität. Man suchte von den französischen klassizistischen Formen loszukommen und sich dem deutschen Leben zu eröffnen.

So bedeutsam nun auch das Auftreten und spätere Wirken Kasimir Brodzińskis war, so war er doch nicht kraftvoll und entschieden genug, um der beginnenden Neuorientierung im polnischen Geistesleben zum Siege zu verhelfen. Der entscheidende Stoß kam aus Litauen, wo an der Universität zu Wilno ein reges wissenschaftliches und literarisches Leben aufgeblüht war. Dieser Aufschwung war bewirkt worden durch die Freiheit, die das polnische Geistesleben genoß, seitdem der Fürst Adam Czartoryski sich seiner als Freund und Minister des Zaren Alexanders I. annehmen konnte.

Die Universität Wilno wurde reorganisiert und durch Berufung neuer Professoren gefördert. Zu ihnen gehörte u. a. der in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts als Kantianer bekannte Johann Heinrich Abicht, der seit 1790 an der Universität Erlangen gelehrt hatte und 1796 an ihr ordentlicher Professor geworden war. Er sollte von 1804 ab über Logik und Metaphysik in Wilno lesen. Aus seiner Schrift „Encyklopaedie der Philosophie. Mit literarischen Notizen" (Frankfurt am Mayn bey Friedrich Wilmans 1804) geht hervor, daß er viel spekulativer denkt als Kant, daß Fichte und Schelling nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sind.

Von besonderer Bedeutung für die Universität Wilno wurde der Altertumsforscher Gottfried Ernst Groddeck. Er war in Danzig in einer Gelehrtenfamilie geboren und hatte in Göttingen bei Heyne studiert, als dessen Schüler er sich ausdrücklich bezeichnete auf S. 48 seiner Schrift „Über die Vergleichung der alten, besonders griechischen mit der neueren schönen Literatur", die 1788 bei Johann Andreas Kunze in Berlin erschien. Nach der damaligen Mode steht unter seinem Namen „der Philosophie Doktor, Lehrer der griechischen und römischen Literatur bey Sr. Durchlaucht dem jüngsten Prinzen Czartoryski, der Königl. Soc. d. Wiss. zu Göttingen Assessor". Man sieht seine Stellung als Bindeglied zwischen dem Polentum und der deutschen Wissenschaft. Diese Schrift ist übrigens glänzend geschrieben. In seiner 1800 in Lemberg erschienenen Schrift „Antiquarische Versuche" nennt er sich „d. Ph. D. Aufseher der Fürstlich-Czartoryskischen Büchersammlung, der Königl. Sozietät der Wissenschaft in Göttingen Correspondent".

Wie aus dem Bericht von Alb. Werner über Groddeck in der „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" im 92. Teil (Leipzig Brockhaus

1872) hervorgeht, hat Groddeck diese bedeutende und früher für die polnische Literatur so wichtige Bibliothek auf das Sorgsamste geordnet und mit bedeutenden Werken eifrig bereichert. „Im Jahre 1805 folgte er einem Rufe an die Wilnaer Universität — so lesen wir weiter — als ordentlicher Professor der griechischen und römischen Literatur und Altertumswissenschaft und Oberbibliothekar. In seinem Lehramte, das er eine lange Reihe von Jahren verwaltete, erwarb er sich ungemeine Liebe und Verehrung zahlreicher Zuhörer, zu denen der berühmte polnische Dichter Mickiewicz gehörte. Durch seinen liebenswürdigen Charakter, seine tiefe umfassende Gelehrsamkeit, seinen fast bezaubernden Vortrag übte er einen mächtigen Einfluß aus. Um die Begeisterung seiner Zuhörer zu verstehen, so heißt es in polnischen Berichten, mußte man ihn hören, wie er, versunken in seinem Lehrstuhl und oft von Kränklichkeit gebeugt, die großen Männer des Altertums schilderte, die Dichter der klassischen Periode, insbesondere den Homer, Pindar, Theokrit kommentierte, die Macht der antiken Kunst besprach, da lauschten die Anwesenden mit Andacht jedem nicht eben aus volltönender Brust gesprochenen Worte, während im Saale die äußerste Stille herrschte. Man mußte ihn hören, wenn er beim Beginn einer neuen Vorlesung die Jugend mit einer Ausprache begrüßte, die tiefsten Saiten der jugendlichen Herzen zu rühren verstand, sie mit Hinweisung auf die Muster des Altertums für die edelsten sittlichen Lebensaufgaben zu begeistern vermochte. Nicht trockene Philologie zu lehren, sondern Lebenskraft aus dem Altertum seinen Schülern mitzuteilen, war sein Bestreben..." (S. 30—31).

Groddeck hat wirklich deutschen Geist und deutsches Menschentum nach Polen getragen.

Mit allem Gewicht seiner amtlichen Stellung stemmte sich der Rektor der Universität, Johann Śniadecki gegen die romantische Strömung, die auf dem Felde der Wissenschaft die Spekulation im Sinne der deutschen Philosophie bedeutete, indem er den Empirismus, die westliche Wissenschaftsrichtung betonte. Aber er konnte auf die Dauer gegen die idealistischen, romantischen Strömungen in der polnischen Studentenschaft nicht ankommen. Diese Jugend organisierte sich in moralisch-patriotisch-wissenschaftlichen Gesellschaften nach dem Muster der deutschen Studenten.

Schließlich wurde auf den lange unbesetzt gebliebenen Lehrstuhl für Philosophie der begeisterte Verehrer Schellings, Joseph Goluchowski (1787 bis 1858) berufen. Seine Wesensart geht sehr schön hervor aus seiner deutsch geschriebenen Schrift „Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum Leben ganzer Völker und einzelner Menschen", von Goluchowski als „ein Versuch" bezeichnet. Er hat sie in Erlangen bei J. J. Palm und Ernst Enke im Jahre 1822 erscheinen lassen.

Nach einer schwungvollen Zueignung an Schelling stellt er sich als Pole vor, der seine Schrift auf deutsche und polnische Leser berechnet habe.

„Alle Wissenschaften, so schreibt Goluchowski, hat das Menschengeschlecht geboren, um ein tiefgefühltes Bedürfnis zu befriedigen, ich meine aber ein

höheres Bedürfnis, denn das gemeine: — es ist die unaustilgbare Sehnsucht, das Göttliche, das Eine und Ewige anzuschauen und darzustellen" (S. 26).

„Jener göttlichen Richtung, welche die einzelnen Wissenschaften im Besonderen zu verfolgen und darzustellen bestimmt sind, sich im Allgemeinen zu bemächtigen, und, nicht befriedigt durch einzelne Strahlen, den Urquell alles Lichts selbst aufzusuchen, alles in Gott zu erblicken, — das ist die Idee, welche aller Philosophie zugrunde liegt" (S. 29).

Das Wesen der Philosophie: eine erhabene Weltanschauung zu verschaffen hat jeden erfüllt, „in welchem, nach der Dämpfung seines individuellen Bewußtseins, das Urbewußtsein der Menschheit hervorbricht und sich in Gedanken, Gefühlen oder Taten ergießt..., göttlichen Funken aus dem Einen Herde... aller großen Gedanken und Taten.." (S. 40/41).

„Das menschliche Gemüt ist von unergründlicher Tiefe..., denn der Mensch hängt durch dasselbe mit dem Keime aller Dinge zusammen. In tiefer Nacht birgt es seine Wunder und hielt sich selbst in Dunkel, so wie alles Übernatürliche unter einem geheimnisvollen Siegel verschlossen ruht. In seinem Schoße sind sozusagen die Keime des ganzen Universums versenkt, und es hat in sich selbst die Fülle des Universums. Aber eben deswegen ist es durch nichts als durch jenes klare Schauen des Ewigen in allen Dingen und durch jenes Ruhen in demselben zu befriedigen..." (S. 46/47).

Zu dieser inneren Anschauung möchte die Philosophie Menschen und Völker bringen. So endet die Philosophie in Religion.

Die Philosophie muß den Völkern ihre höchsten Ideen zum Bewußtsein bringen; sie ist das heilige Herdfeuer der Nation.

Ein Philosoph ist bestimmt „das reine Bewußtsein seines Volkes zu werden" (S. 102). Er bedarf dazu einer eigenen geistigen Erhebung.

Will der Mensch Leben aus der Philosophie saugen, so muß er sein ganzes Wesen zu ihr hinauf erweitern, „muß sich des plastischen Moments in derselben bemächtigen und in hohem Sinne des Worts Künstler werden, erfüllt und begeistert von der unaussprechlichen Größe ihres Gegenstandes... dann wird das Unendliche auch in ihm zum Durchbruch kommen..." (S. 109).

Schließlich sei dieser kurze Auszug aus einem Teil der Schrift Goluchowskis mit den folgenden Anführungen abgeschlossen:

„Die Philosophie läßt sich schlechterdings nicht pachten... Wir müssen sie uns ganz und gar aneignen, welches nur dadurch geschehen kann, daß wir sie aus uns selbst erzeugen" (S. 110).

„Zum Verständnisse der Philosophie muß man jene Zartheit des Gemütes mitbringen, die auch die leisesten Anklänge vernimmt, die das, was sich in keinen Worten ausdrücken läßt, fühlt, die geheimsten Gedanken der Natur durch eine magische Verwandtschaft errät und das Verborgenste der Welt wenigstens in der Ahnung sieht..." (S. 113).

Man versteht schon aus diesen Ausführungen, warum sich Goluchowski für Schelling begeistern mußte, kann aber auch verstehen, daß er in Wilno den größten Enthusiasmus unter den Studenten hervorrief.

Goluchowski hat zeitlebens eine dankbare Verehrung für Schelling bezeugt. Charakteristisch für sie ist die Geburtstagsfeier, die Goluchowski im Jahre 1846 für Schelling in Berlin veranstaltet hat, und die Rede, die er dabei auf Schelling gehalten und auf seine eigenen Kosten hat drucken lassen. In der Berliner Staatsbibliothek findet sich ein Exemplar mit einer eigenhändigen Widmung Goluchowskis an Wilhelm Grimm.

Im Sinne Goluchowskis muß die Philosophie den ganzen Menschen ergreifen, sie darf nicht bloß eine Angelegenheit der Gedanken des Kopfes, sondern muß auch eine der Gefühle des Herzens sein und muß den guten Willen befeuern. Und man könnte sagen, daß er zur Romantik deshalb sich rechnete, weil ihm die Philosophie keine Sache der Form und des bloßen Wissens, sondern eine des ganzen Menschen war.

Die romantische Strömung hat allerdings erst ein Dichter zum Siege geführt, nicht der Philosoph: es war Adam Mickiewicz, der 1815 auf die Universität Wilno kam, in die Kreise der Idealisten um Thomas Zan eintrat, bei Grodbeck ... studierte ... und sich an der Universität mit den neuen Strömungen in der europäischen Literatur bekannt machte. In den Jahren 1822 und 1823 veröffentlichte er zwei Bände von Dichtungen und revolutionierte durch sie die polnische Dichtkunst.

Aus der dem 1822 erschienenen Band vorgeschickten geschichtlichen Charakteristik der europäischen Poesie kann man entnehmen, an welcher Art Dichtung sich Mickiewicz vornehmlich gebildet hat. Sie befindet sich in der Übertragung der „Gedichte" von Carl von Blankensee (Berlin 1836 in der Nauckschen Buchhandlung), sonst aber meiner Kenntnis nach in keiner anderen deutschen Ausgabe.

Bei den Griechen findet er die lebendige Phantasie geregelt durch die Zartheit des Gefühles und die Reife des Verstandes, so daß eine harmonische Ausbildung aller geistigen, schon ihrer bloßen Natur nach ungewöhnlichen Kräfte geschah und die Kunst mächtig auf die Bildung des Nationalcharakters einwirken konnte. Auf dieser Ausgeglichenheit beruht der klassische Stil.

Die Römer brachten es nach ihm zu keiner eigentlichen Nationalpoesie.

Erst durch das Eintreten der nordischen Völker in die Geschichte konnte die lange Zeit entschlafene Phantasie geweckt werden — als volkstümliche, romantische Poesie.

Bei den Franzosen verschwand allerdings mit dem Eindringen der antiken Überlieferung die volkstümliche romantische Poesie und es trat die konventionelle Poesie an ihre Stelle.

In England hat sich die Nationaldichtung länger gehalten. Der an nationalen Mustern herangebildete Shakespeare, mit Recht das Kind des Gefühls und der Phantasie genannt, der tiefe Kenner des menschlichen Herzens, malte in tiefen und wahren Bildern in einer neu geschaffenen Gattung der dramatischen Poesie, deren Hauptcharakter der Kampf der Leidenschaften mit der Pflicht ist: eine von den Vorstellungen der romantischen Welt... Nach einer Zeit des Verfalls unter französischem Einfluß haben Scott und Byron die

nationale Dichtung der Engländer erneuert. Byron erschuf eine neue Gattung von Poesie, in welcher der leidenschaftliche Geist aus den Gebilden der Phantasie hervortritt.

„Diese verschiedenen Charaktere der Poesie, die wir durchgegangen sind, haben sich, wie es scheint, sämtlich in der deutschen Schule, als der spätesten, entwickelt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen erhabene Genies gleichzeitig in Deutschland zu glänzen. Ein weites Feld eröffnete sich vor ihnen; zahlreiche Erleichterungen kamen ihnen bei dem unaussprechlich raschen Fortschritte der Wissenschaften und der Gesamtbildung in den deutschen und namentlich den norddeutschen Ländern zustatten. Durch die Verbreitung einer gründlichen Kenntnis der alten und zugleich der neuen Sprachen war es möglich, auf gleiche Weise griechische, italienische, französische und englische Vorbilder zu benützen. Indem also die deutschen Dichter ihre Gegenstände bald aus der klassischen, bald aus der romantischen Welt entnahmen und häufig von dieser den Geist und das Wesen, von jener die Formen und die Darstellung entlehnten und alles dies nach ihrer individuellen Befähigung modifizierten, so ist nicht zu verwundern, daß sie sich in ihren Erzeugnissen mannigfaltig und unter einander unähnlich zeigten. Es hat indessen die deutsche Schule einen bestimmten festen Charakter, der sich bei den verschiedenen Dichtern mehr oder weniger äußert. Denn die Deutschen, namentlich seit der Zeit der Reformation, geneigt zum Erhabenen und Sentimentalen, brütend über der Verbesserung der moralischen Existenz des Menschen und der Gesellschaft, in tieferen geistigen Begriffen philosophierend, befähigten sich dazu, den Gefühlen und Vorstellungen eine immer abstraktere und allgemeine Form zu geben. Überdies ist der die Deutschen beseelende Geist kosmopolitisch, nicht sowohl einem Lande und Volke zugewandt, als vielmehr die ganze Menschheit umfassend; in der Schilderung der zarteren Empfindungen des Herzens ist die ritterliche Sentimentalität zu einer fast geistigen Reinheit gesteigert. Man kann daher die poetische Welt der Deutschen die geistig ideelle Welt nennen, verschieden von der mythologischen; ihre Merkmale zeigen sich am sichtbarsten in den Schöpfungen des großen Schiller“ (S. 21—23).

Aus seiner Übersicht folgert Mickiewicz, daß die romantische Gattung keineswegs eine neue Erfindung sei; er verlangt eine vernünftige Anwendung der Begriffe Klassizität und Romantik im Sinne der deutschen Theoretiker Schlegel, Bouterweck, Eberhardt, welche zuerst diese Ausdrücke in die Theorie einführten und bestimmten. Er zeigt, daß bei der Verirrung in der Klassifikation man einem so unendlich mannigfachen, in fast allen seinen Werken immer als ein Anderer sich darstellenden Schriftsteller wie Goethe niemals gerecht werden könne.

Man mag die Definition der Romantik in dieser Vorrede sehr wenig klar und einheitlich finden — worauf es ankommt, ist dies, daß Mickiewicz durch die deutsche Dichtkunst, namentlich Schiller und Goethe als Dichter befruchtet worden und das geworden ist, was ihn die neue geistige Orientierung der Polen zum Siege bringen ließ, und daß er als Ästhetiker zum Bewußtsein, zur be-

grifflichen und historischen Erkenntnis der ihm gemäßen Dichtkunst durch die deutschen Theoretiker kam. Der Anstoß, den Mickiewicz als Mensch durch die Beschäftigung mit dem deutschen Geistesleben erfahren hat, ist das Wichtige: man kann von einem jungen Menschen von ein paar zwanzig Jahren nicht verlangen, daß seine Begriffe ganz klar gegeneinander abgegliedert sind — dazu stürmte es in Mickiewicz damals zu sehr: man muß mehr auf die ganze Intensität seines Ringens mit Hilfe des deutschen Geistes sehen als auf seine Formulierungen.

Jedenfalls sind sich die polnischen Literaturhistoriker Adalbert (Wojciech) Cybulski und Alexander Brückner über den Einfluß des deutschen Geistes auf Mickiewicz klar. Cybulski hat in seinen „Vorlesungen über die neueste polnische Poesie, gehalten in den Wintersemestern 1842/3 und 1844/5 an der Berliner Universität" (von Louis Kurtzmann 1880 in Posen herausgegeben) auf S. 158 des ersten Bandes dargelegt, daß die Eröffnung des Innern des polnischen Herzens durch Mickiewicz, die Erhebung der Gesinnung der Polen aus dem Politischen, Religiösen und Familiären ins Menschlich-Individuelle gerade durch die deutsche, tiefe, innere reflektierende Lyrik befördert werden mußte. Und Alexander Brückner hat in seinem Aufsatz „Schiller in Polen" („Polnische Blätter" Heft 19 vom 1. April 1916, Berlin) geschrieben: Schiller hat durch Mickiewicz den polnischen Romantizismus mit aus der Taufe zu heben vermocht. Zwar ist Mickiewicz bald seine eigenen Wege als Dichter gegangen, nachdem die philosophischen und erotischen Dichtungen Schillers auf ihn und seine Diktion mächtigen Einfluß geübt, ihn den pseudoklassischen Kothurn und die Steifheit verachten gelehrt, die Fesseln aller kleinlichen Regeln haben sprengen lassen, aber auf den Menschen — Idealisten Mickiewicz ist der Einfluß Schillers doch noch lange deutlich sichtbar geblieben.

Gerade im Geiste der 1816 erschienenen, von mir kurz behandelten Schrift von Johann Samuel Kaulfuß kann man sagen, daß die Beschäftigung Mickiewiczs mit dem deutschen Geiste ihn hat wahrhaft Individualität, Polen und Menschen werden lassen.

Nimmt man die Dichtungen der beiden Bände von 1822 und 1823 als Kommentar der Vorrede von 1822, wie sie ein Kommentar der Dichtungen ist, so sind sie ebenso vielseitig wie seine Definition der Romantik — aber einen klaren Fingerzeig haben wir doch in dem „Romantik" überschriebenen Gedicht: da wendet sich Mickiewicz gegen die Ausschaltung der Geisteswelt und des Übersinnlichen aus dem Leben des Volkes und erklärt, daß er Gefühl und Glaube höher halte als die Brillen der bloßen Verstandesmenschen: der Wahrheit Lebenswunder sind im Herzen, sagt er.

Nimmt man alles Dargelegte hiermit zusammen, so muß man sagen: der deutsche Geist hat nicht bloß den Kopf von Mickiewicz berührt, sondern vor allem sein Herz ergriffen — und weil er aus dem Herzen heraus schuf, konnte er gemäß Goluchowskis romantischer Philosophie ein Führer seines Volkes werden.

Da nun auf Mickiewicz sich die Entwicklung der polnischen Romantik und

letzten Endes die bisher höchsten Leistungen des polnischen Geistes gründen, so darf der deutsche Geist sich das Verdienst zusprechen, wesentlich und entscheidend auf die Entwicklung des polnischen Geistes in seiner größten Zeit eingewirkt zu haben.

Und vielleicht gewinnt doch mancher Deutsche auf dem Wege über die Erkenntnis solcher Zusammenhänge ein Interesse für die romantische polnische Literatur. Am brauchbarsten für den deutschen Leser, der eingeführt werden will, sind die „Geschichte der polnischen Literatur" von dem berühmten Übersetzer Heinrich Nitschmann, wenn sie auch vor Jahrzehnten erschienen ist, und die handliche „Geschichte der polnischen Literatur" von Professor Koschke (Breslau-Oppeln. Priebatsch's Verlag), wenn sie auch weitgehend abhängig ist von den polnischen Literaturgeschichten Alexander Brückners. Sie hat aber vor Brückner voraus, daß sie auf die Übersetzungen aufmerksam macht, dadurch wirklich Brücken schlägt, nicht bloß für Kenner geschrieben ist.

Die wissenschaftliche Bibliothek und die volkstümliche Bücherei im Rahmen der außerschulgemäßen Bildungspflege der Gegenwart.

Von Dr. O. Lerche (Leipzig).

Seit einigen Jahren sind die Fragen der Volksbildung in besonderem Umfange in der Öffentlichkeit erörtert. Es handelt sich da um ein Bildungsgut, das über die Schule hinausgeführt, bzw. außerhalb der Schule vermittelt und erworben wird. Der Gegenstand, mit dem wir uns hier befassen, ist daher ein wichtiges Kapitel der außerschulgemäßen Bildungspflege. Dieser ganze Komplex erforderte lebhafteste Aufmerksamkeit, insbesondere nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges, als es sich darum handelte, das deutsche Volk von innen heraus neu aufzubauen. Man hatte es oft genug gehört, daß für die Jugend, und daß dann auch für das Volk das Beste gerade gut genug wäre. Nun wollte man für das Volk, das sich in einem Heldenkampfe ohnegleichen vier Jahre lang vortrefflich gehalten hatte, eine Belohnung schaffen. Was Deutschland an äußeren Gütern verloren hatte, das sollte an innerem Reichtum bzw. durch Erschließung der vorhandenen geistigen Werte ersetzt werden. Für das, was an materiellen Dingen entbehrt werden mußte, sollte dem deutschen Volke an idealen Gütern ein Ausgleich geschaffen werden. Diejenigen, die damals mit großen Worten um sich warfen und das Ziel verkannten, meinten es gewiß gut, waren aber nicht in der Lage, den Sachverhalt richtig zu beurteilen. Vielfach haben sie wohl auch gar nicht daran gedacht, die wirkliche Lage und den wirklichen Bildungsbedarf zu ergründen, oft kam es ihnen vielmehr darauf an, schnelle politische Erfolge zu erreichen. Wir sehen, daß manche Führer der volksbildnerischen Arbeit, die vordem wenig von sich reden machten, mit einem Male mit Schlagwörtern von unerhörter Wucht bewehrt in der vorderen Linie kulturpolitischen Kampfes stehen und sich oft auch gerade den radikalen Parteien der Linken angeschlossen haben. Durch diese politische Einstellung aber mußten sie notgedrungen und zwangsläufig wieder das Vertrauen weiter Kreise verlieren, die anderenfalls an ihrer positiven Arbeit Anteil genommen haben würden.

Diese politischen Vorkämpfer der Volksbildungsbewegung schrieben — bildlich gesprochen — über jede wissenschaftliche Sammlung und Anstalt, über jede Bibliothek, jedes Museum, jedes Forschungsinstitut mit großen Lettern „Nationaleigentum", und damit glaubten sie dem Volke in seinen breiten Massen einen wertvollen Dienst erwiesen zu haben. Sie gingen von der Voraussetzung aus, daß das anscheinend plötzlich erwachte Bildungsstreben in weiten Kreisen des deutschen Volkes geradezu gewaltig sei, und daß man alles tun müsse, um dies tatsächlich vorhandene, gewaltige Bildungsstreben zu befriedigen. Es wurde für eine Sache, die in jahrelanger stiller Arbeit schon recht weit gediehen war, mit einemmal in nie geahnter Weise Lärm geschlagen, und auf den Märkten und Gassen wurde laut Propaganda für die Bildungsnot der Zeit gemacht. Die Folge davon war, daß viele Leute als Objekte wie als Subjekte von dieser Bewegung ergriffen wurden, die bis dahin nicht einmal dem Namen nach von der Volksbildungsbewegung gehört hatten. Die Bildungsnot befiel wie eine Infektion weite Kreise. Hier fanden sich begeisterte, aber auch profit-(Honorar-)hungrige Lehrer und Dozenten, dort gläubige, eifrige und neugierige Schüler: alle vom Taumel der Bildungsnot befallen, und zwar um so mehr, je größer die Stadt war. Insbesondere traten Kreise, die so gern immer bewegt waren, sich bewegen ließen und bewegt wurden, trat also die Jugend aller Lager in den Kreis der Volksbildner und der Bildungssuchenden.

Das war die Zeit des Höhepunktes der Volkshochschule. Wir können sie jetzt schon historisch betrachten. Die Entwicklung ging dem rasenden Tempo der Zeit entsprechend außerordentlich schnell vor sich. Die Volkshochschule in Deutschland ist jetzt überwunden, sie hat nicht das gehalten, was sie versprach; das dänische Ideal wurde nur gelegentlich schwach gestreift, Lehrer und Lernende haben sich in breiten Scharen wieder von ihr abgewandt und nur in bescheidenen Resten wird die Volkshochschule künstlich am Leben gehalten. Es darf kein Zweifel darüber bestehen, daß die Krisis der Volkshochschule die Krisis der Zeitkultur beleuchtete, deren Niedergang der Wissende, auch wenn er mit der Masse der Intellektuellen am Rande des untergehenden Abendlandes dahintaumelte, geahnt hatte. Gewiß ist anzunehmen, daß die meisten Führer der Volksbildungsbewegung guten Glaubens waren, wenn sie von dem großen Bildungsdrange des deutschen Volkes sprachen und wenn sie für die breiten Massen des Volkes neue Wege der Fortbildung und der Vertiefung und große Mittel und Möglichkeiten verlangten. Auch die Regierungen, die damals noch schneller wechselten als heutzutage, waren sicher von gutem Bestreben durchdrungen, wenn sie diesem ihnen glaubwürdig vorgestellten, gewaltigen Bildungsdrange, der sich da mit einem Male ganz ungeahnt auftat, entgegenkamen und auch mit Rücksicht auf ihr kulturpolitisches Prestige bewilligten, was sich nur bewilligen ließ.

Es unterliegt heute keinem Zweifel, daß in der großen Masse der tätig und führend Beteiligten eine kleine Anzahl von dem gewaltigen Bildungsdrange der breiten Massen von Anfang an nicht ehrlich überzeugt war, daß aber die große Mehrzahl die Psyche des Volkes nicht richtig erkannte und auch in dem damaligen Wirrwarr ohne soziologische Hilfsmittel nicht erkennen konnte. Es steht fest, daß zunächst alle derartigen Volksbildungsveranstaltungen stark besucht wurden, daß die Führungen durch Museen und wissenschaftliche Sammlungen zahlreiche Beteiligung aus allen Volksschichten fanden, daß die Bibliotheken bei erweiterten Öffnungszeiten auch von den Bevölkerungsschichten in Anspruch genommen wurden, die bisher diese Einrichtungen kaum dem Namen nach kannten und von ihren Möglichkeiten nichts wußten. Die einzelnen Kurse der Volkshochschulen waren reichlich besucht und die Geschäftsführung buchte noch gewisse Überschüsse, während die „Dozenten" bald die Nasen sehr hoch trugen und Honorarforderungen

stellten, die sich getrost neben denen der begehrtesten Universitätsprofessoren sehen lassen konnten. Selbstverständlich war das alles an allen Orten und in allen verschiedenen Lagern verschieden. Aber überall ist es sehr bald zu einer Krise gekommen. Man sah ein, daß sich die erste Begeisterung für die Volkshochschule schnell legte, daß die Veranstaltungen weniger gut besucht wurden, daß die Kurse häufig die notwendige Anzahl der Teilnehmer nicht fanden, und daß schließlich gewisse Gegenstände, die nicht zur Vertiefung der Bildung, auch nicht zu ihrer Ergänzung dienten, die viel eher für das wirtschaftliche und gewerbliche Fortkommen unmittelbar notwendig waren, dauernd erhöhtes Interesse fanden. Aber das wäre doch nicht der Sinn der mit so großer Begeisterung nach berühmten Vorbildern ins Leben getretenen Volkshochschulbewegung gewesen, daß es bei Kursen für gewerbliches und kaufmännisches Rechnen, für Briefstil, Maschinenschreiben und Stenographie schließlich sein Bewenden haben sollte. Immerhin: die so beliebten Kurse über Goethe — Goethe als Schlagwort und Gruppenbezeichnung — und über andere brotlose Künste wurden recht bald ausschließlich von der etwa noch vorhandenen unbeschäftigten höheren Tochter und von dem pensionierten Beamten und Offizier besucht, während einzelne hoffnungsvolle Jünglinge politische und historische Kurse mitmachten, um sich die notwendigen Vorkenntnisse für die erstrebte parlamentarische Tätigkeit anzueignen. Auch da sprechen wir nur von den allgemeinen Erscheinungen. Es gab überall und immer Ausnahmen, die aber auch hier die Regel bestätigen. Und so zeigte sich im ganzen: Viel stärker als der Bildungstrieb war im gesamten deutschen Volke ohne Unterschied der Stände, der Klassen, der Geschlechter und des Geldbeutels der Unterhaltungstrieb, und es wäre schon damals nötig gewesen, das Kind beim rechten Namen zu nennen und den Unterhaltungstrieb nicht künstlich zu pervertieren oder verkümmern zu lassen.

In dieser gärenden Zeit der volksbildnerischen Kämpfe, die hier und da sehr heftig geführt wurden, spielten die Bibliotheken eine schwierige, zentrale Rolle. D. h. sie spielten vielfach diese Rolle nicht, denn sie taten nichts; sie warteten ab, was mit ihnen geschah. Die Bibliotheken standen lediglich als Objekte im Vordergrunde des kulturpolitischen Kampfes und der Interessengegensätze. Denn die Bibliotheken boten das wichtigste Rüstzeug für jede volksbildnerische Arbeit. Bibliotheken waren notwendig, wenn die volksbildnerische Arbeit Frucht tragen sollte, Bibliotheken waren nötig, wenn die Volksbildungsarbeit in weitere Kreise dringen sollte. Und wohin das gesprochene Wort nicht reichte, da hat es noch lange nicht an Möglichkeiten gefehlt zur Verbreitung des gedruckten Buches. Es wäre nun das bequemste gewesen, wenn man die zufällig hier und da vorhandenen Bibliotheken einfach unbesehen für jede volksbildnerische Arbeit hätte in Beschlag nehmen können. Man schreibt über die Königliche, die Herzogliche, die Fürstliche Bibliothek einfach „Nationaleigentum", und die Sache ist fertig. Die Nation von Gerolstein oder Liebenwerda bestimmt dann einfach, was mit ihrem Eigentum zu geschehen hat. Hier war eine alte, wesentlich literarischer Überlieferung dienende Bibliothek. In der Stadt aber wurde eine naturwissenschaftlichen Spezialwünschen dienende Volkshochschule errichtet, und die Bibliothek, die diesen Bedürfnissen gar nicht entsprechen konnte, wurde umgestellt auf naturwissenschaftliche Literatur. Dort war eine kleine, sorgfältig die geschichtlichen Überlieferungen und Ereignisse der Stadt und Heimat sammelnde Bibliothek vorhanden. Doch die Richtung der Volkshochschule, zumal ihres verantwortlichen Leiters, dreht sich um Stefan George, um Strindberg, um Wedekind, um Gerhart Hauptmann und um die Jüngsten in Deutschland. Die Bibliothek muß sich also umstellen und den neuen Zwecken dienen. Ein naturwissenschaftlicher Verein hatte lange Jahre den wissenschaftlichen Mittelpunkt einer kleinen, geistig regen Stadt ge-

bildet. Er hatte mit großen Opfern seiner Mitglieder eine kleine Fachbibliothek zusammengebracht, die die Stadt in Verwaltung genommen hatte, damit die wertvollen Bestände nicht den Zufälligkeiten des Personalswechsels ausgesetzt wären. Jetzt entsteht hier ein scharf politisch eingestellter und extrem geleiteter Volkshochschulkreis und die vorhandene Bibliothek muß zwangsweise den Anforderungen dieses Kreises dienlich gemacht werden. Das sind ein paar willkürlich gewählte Bilder, wer aber den Sachverhalt von höherer Warte betrachtet, der wird mir zugeben, daß sie nicht übertrieben sind, und daß sie beliebig und an allen Orten ergänzt werden können. Ganz besonders bedenklich und leicht einzuleiten war das Vorgehen gegen diejenigen Bibliotheken, die nicht — wie die Universitätsbibliotheken etwa — vor dem unorganischen Zugriff geschützt waren, die aber doch wissenschaftliche Aufgaben im eigentlichen Sinne zu erfüllen hatten. Dieser Kampf ist noch nicht zu Ende, wenn auch davon gesprochen werden darf, daß er an Heftigkeit verloren hat, und daß man den Bedürfnissen der wissenschaftlichen Bibliotheken jetzt im allgemeinen viel besser gerecht wird und ihnen mehr Verständnis entgegen bringt, als das in den ersten Jahren nach der Revolution der Fall war.

Die großen wissenschaftlichen Stadtbibliotheken haben allerorts in vieler Hinsicht eine ähnliche Struktur. Sie sind nicht systematisch gegründet, weil die Stadt die Pflege, Erhaltung und Erweiterung einer wissenschaftlichen Büchersammlung als nicht in ihrem Aufgabenkreise liegend betrachtete. Vielfach waren die wissenschaftlichen Stadtbibliotheken als Anhängsel zu den städtischen Archiven entstanden; andererseits mußten an einer Stelle der Stadtverwaltung die Gesamtheit der in städtischen Verwaltungsstellen gebrauchten Bücher untergebracht bzw. abgestellt werden. Dann handelte es sich oft darum, Bücher und Handschriften aus letztwilligen Verfügungen und Vermächtnissen anzunehmen; aufgelöste Klöster, Stifter und andere Korporationen hinterließen einen Bücherbestand; Vereine und Gesellschaften, an deren Bestehen die Stadt interessiert war, brachten Bücherbestände zusammen, an deren Pflege und Erhaltung schließlich die Stadt nicht vorübergehen konnte. Auch kam es vor, daß staatliche und ständische Büchersammlungen von den Stadtverwaltungen zunächst baulich, dann verwaltungstechnisch übernommen werden mußten, ohne daß man sich von Anfang an über die damit verbundene moralische Verpflichtung klar war. Die Möglichkeiten, die ich hier gestreift habe, können in verschiedenen Verbindungen vorkommen und sich gegenseitig komplizieren. Daß viele Stadtverwaltungen an der Einrichtung, Pflege und Verwaltung einer wissenschaftlichen Stadtbibliothek kein Interesse hatten, daran ist kein Zweifel. Ich weiß z. B., daß der Oberbürgermeister einer bekannten deutschen Großstadt sagte: „Mir wäre es am liebsten, wenn der ganze Kram — Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt — abbrennt, dann hat die Stadt keine Lasten daran". Andererseits ist es heute undenkbar, daß eine große moderne Stadtverwaltung ohne eine Behördenbibliothek auskommen kann. Diese Behördenbibliothek aber hat mit der eigentlichen wissenschaftlichen Stadtbibliothek noch gar nichts zu tun, denn sie ist nicht öffentlich gedacht. Wie aber die Stadtverwaltung auch Schulen aller Art und jeden Grades einzurichten und zu pflegen hat, so kann sie sich der Pflege der allgemeinen Volksbildung auf die Dauer nicht entziehen. Alle modernen Stadtverwaltungen erkennen darum bereitwillig oder gezwungen in weitestem Umfange ihre Verpflichtung zur Einrichtung, Pflege und Erweiterung von Volksbüchereien an, während sie die gleichzeitige Pflege etwa vorhandener wissenschaftlicher Bibliotheken oder gar die Neueinrichtung wissenschaftlicher Stadtbibliotheken noch abzulehnen versuchen oder als nicht so wichtig hinausschieben. Dieser Gebahrung kommen gewisse politische Momente entgegen, und es ist nicht ungefährlich, diesen Imponderabilien zu weiten Spielraum zu gönnen. Es ist nämlich für die Verwaltung einer großen Industrie-

stadt leicht, in ihrer Stadtverordnetenversammlung eine Mehrheit für die Volksbücherei zu finden, weil die Vertreter der Arbeitermassen der Meinung sind, daß eine solche Volksbücherei in erster Linie den ihnen nahestehenden Kreisen zugute kommt. Weit schwieriger ist es hier, die Mittel für die vorhandene oder zu gründende wissenschaftliche Bibliothek zu beschaffen. Alle diejenigen, die in irgend einer Form mit diesen Problemen zu tun haben, sollten sich aber darüber klar sein, daß die eine Einrichtung nicht ohne die andere sein kann, daß die eine Bibliothek in der anderen ihre Ergänzung findet, und daß die eine ihre weitschichtigen Aufgaben in einer großen Stadt nur dann erfüllen kann, wenn die andere imstande ist, ihr sinngemäß vorzuarbeiten.

Wir haben oben dargetan, daß die Volksbildungsbewegung nicht mit einem gewaltigen Bildungsdrange der Massen rechnen darf, sondern daß sie in erster Linie einen, freilich recht großen und sehr verbreiteten, Unterhaltungstrieb voraussetzen muß, wenn sie ihre Arbeiten psychologisch richtig begründen und fruchtbar gestalten will. Eine Volksbücherei, die in erster Linie auf den angeblichen, in Wirklichkeit aber nicht in dem ungeheuren Maße vorhandenen Bildungstrieb der Massen eingestellt ist, muß von vornherein ihr Ziel verfehlen. Aber ebenso fehl gehen diejenigen, die da behaupten, die Pflege des Unterhaltungstriebes gehöre nicht zu den Aufgaben der öffentlichen Fürsorge. Diejenigen, die einen in weiten Schichten verbreiteten Bildungshunger voraussetzen, haben gleichzeitig die Absicht, die bildungsstrebigen Volksgenossen, die sich ihrer Führung anvertrauen, möglichst schnell und möglichst hoch und weit zu bilden. Das Schlagwort von der Erziehung zur „Goethereifheit" ist da schon etwas abgenutzt, aber es zeigt immer noch im kurzen Begriff, was man vor Augen hat. Es sollen einzelne, möglichst bildungsstrebige Elemente aus der Masse herausgegriffen werden und durch möglichst individuelle, starke Führung bei zielbewußter Auswahl des Lesestoffes zu möglichster Höhe der Bildung und der angelesenen Kultur erzogen werden. Man erwartet von diesen ausgewählten Elementen dann, daß sie wie der Sauerteig in der Masse des Volkes wirken, und daß sie andere Bildungsstrebige heranziehen und zu Gleichstrebenden machen. Diese Erwartung hat aber, von einigen wenigen überall bemerkten Ausnahmen abgesehen, enttäuscht, und die hier befolgte Methode war doch auch trotz aller Statistik teuer und schließlich unsozial. Man kann nicht einige wenige, vielleicht stark intellektuell eingestellte Individuen auf Kosten etwa Tausender herausnehmen und sie zur „Goethereifheit" erziehen und das große Heer der Unterhaltungsdurstigen unbefriedigt lassen.

Nun aber stehen wir endgültig vor der Frage, ob die Pflege oder gar die Befriedigung des Unterhaltungstriebes zu den Aufgaben der Öffentlichkeit gehört. Und diese Frage muß bejaht werden, vor allen Dingen aus allgemein volkswirtschaftlichen Gründen. Der entschieden vorhandene Unterhaltungstrieb, oder sagen wir noch genauer Sensationstrieb kann gefährlich ausarten; es ist daher im Interesse von Ruhe und Ordnung zu wünschen, daß man ihn abzuleiten und ihn in vernünftigen Bahnen zu halten sucht. Die öffentliche volkstümliche Bücherei bietet dazu billige und beste Gelegenheit. Sie hindert ihre oft wirtschaftlich sehr schwachen Leser allgemein vor unnützen Geldausgaben z. B. für Kino und andere oft schädliche Schaustellungen; sie pflegt die Häuslichkeit, hält die Jugend in der Zucht der Eltern, bewahrt die Sinne durch Auswahl. Vor allen Dingen aber hat die Öffentlichkeit ein Interesse daran, daß der nun einmal vorhandene Unterhaltungsbetrieb entwicklungsmäßig in gesunde Bahnen geleitet wird, daß alle etwa vorhandenen bildungsstrebigen Glieder des Volkes richtig gefördert werden und daß endlich das möglichst gute Buch in möglichst weite Kreise gebracht wird und sich da auswirkt. Gegenüber der Pflege des Intellekts bei der Auswahl weniger schließt diese nicht individuell vorgehende Pflege des Unterhaltungs- und Spieltriebes die Bele-

bung des Gemütes und Bereicherung des Seelenlebens der Massen in erster Linie ein. Diese Grundlage des Volksbüchereiwesens ist also durchaus entwicklungsmäßig gedacht und gibt allen Kreisen der Volksgenossen den ihnen zukommenden Anteil an den öffentlichen Einrichtungen auf diesem Gebiete; sie treibt keine engherzige Bevormundung und nimmt keine andere Teile der Bevölkerung vernachlässigende oder verletzende Auswahl vor, sie ist nicht auf irrationaler Grundlage aufgebaut und trägt ihren Segen in sich und in ihren Auswirkungen. Obendrein aber ist diese Art von Volksbildungsarbeit geeignet, soziale Gegensätze auszugleichen und nicht zu verschärfen, wie das das Auswahlsystem der Lektüre und der Leser unweigerlich mit sich bringt.

Für diese in soziologischer, in volkswirtschaftlicher und in ethischer Hinsicht sehr wichtige Aufgabe kann nun nicht eine etwa bestehende wissenschaftliche Bibliothek herangezogen werden. Ich habe betont, daß es darauf ankommt, das möglichst gute Buch in möglichst weite Kreise zu bringen. Das schließt in sich, daß absoluter Kitsch ausgeschaltet wird, daß durchaus schlechte Bücher nicht angeschafft werden, und daß sie auch nicht zur Lektüre empfohlen werden. Aber die ästhetischen Maßstäbe sind nun einmal relative und es kommt vor allen Dingen auf folgende Punkte an: es dürfen keine „Leseratten" erzogen werden, aber jede aufdringliche, betonte Normierung hinsichtlich des Lesestoffes und jede Bevormundung hinsichtlich der Lesemenge durch das Büchereipersonal ist zu vermeiden. Selbständige Äußerungen der Leser sind zu beachten, ihre Wünsche nach Möglichkeit zu erfüllen. Wenn man für den von dieser Volksbibliothek vorgesehenen Benutzerkreis, der nicht weit genug und nicht verschieden genug vorgebildet gedacht werden kann, etwa eine vorhandene wissenschaftliche Bibliothek zur Verfügung stellen oder umgestalten würde, dann wäre dies freilich das Verkehrteste, das man sich denken kann.

Organisch muß die richtige Volksbücherei in einer guten wissenschaftlichen Bibliothek ihre Ergänzung, um nicht zu sagen ihre Krönung finden. Wenn der Erziehungsgedanke entwicklungsmäßig richtig aufgefaßt und in die Tat umgesetzt wird, dann werden verschiedene Lesergruppen aus der volkstümlichen in die wissenschaftliche Bibliothek hinübergehen und da weitere Anregung suchen. Diesem organischen Zusammenhange trägt die sogenannte Einheitsbücherei Rechnung, die überall da am Platze ist, wo völlige Neugründungen, die den Bedürfnissen wissenschaftlicher und volkstümlicher Richtung möglichst gleichzeitig entsprechen sollen, geboten sind. Das ist naturgemäß in den Industriestädten der Fall, die einen schnellen Zuwachs an Bevölkerung aufzuweisen haben, die aber keinerlei alten kulturellen Traditionen nutzen können. In der soziologischen Struktur einer solchen Stadt, in dem Bild ihrer Seele spiegelt sich das wieder.

Gerade aber in dieser Zeit, in der man wertlose alte Traditionen mit Recht eifrig über Bord wirft, ist es von großer Bedeutung, wenn diejenigen Überlieferungen und lebendigen Zeugen einer großen Vergangenheit, die wertvoll, lebensfördernd und für das soziologische Bild der Stadt entscheidend sind, als ein wichtiges Erbe gepflegt werden und als ein bedeutsamer Aktivposten in der kulturellen Rechnung der Stadt in Erscheinung treten. Es gibt Stadtverwaltungen, die sich mit Erfolg dagegen gesträubt haben, den Wert einer wissenschaftlichen Stadtbibliothek anzuerkennen, die es mit Erfolg bisher erreicht haben, daß die Bücherbedürfnisse ihrer Einwohner nichtachtet werden, daß sich die wissenschaftlich arbeitenden Beamten, die lokale Presse und die Angehörigen der gelehrten und wirtschaftlichen freien Berufe bisher auf alle mögliche Weise anderweitig behelfen mußten. Es besteht aber kein Zweifel darüber, daß ein solcher Standpunkt nicht nur unmoralisch, sondern auch auf die Dauer wirtschaftlich unhaltbar ist. Wenn einmal die Stadt alle möglichen Einrichtungen der Bildung, der Kultur und der Kunst, die nach

außen und in der Öffentlichkeit wirken, in ihren Aufgabenkreis zieht, dann wird sie auch den wissenschaftlich literarischen Bedürfnissen ihrer Bürger, zunächst schon ihrer Beamten, Rechnung tragen müssen. Und die Stadtverwaltung, die sich hierbei auf alte Traditionen stützen kann, wird es in diesen Dingen leichter haben: denn dieser Besitz verpflichtet. Er hat in jahrhundertlanger Arbeit tiefe Furchen in das Antlitz der Stadt gegraben und ihre Bürger mit seiner ihm eigentümlichen Aura umgeben. Von dieser ihrer Stadt werden aber auch diese Bürger um so mehr verlangen.

Es bedarf eigentlich keiner weiteren Erörterungen, daß die Stadt ein Interesse daran hat, daß ihre wissenschaftlichen und gelehrten Einwohner auf der Höhe ihres Faches bleiben. Aber das muß gerade doch gesagt werden, daß die Erfüllung dieser ethischen Forderung dem Einzelnen in dieser Zeit so sehr erschwert ist, weil einmal die ungeheuer angestiegene Flut der neuen Bücher es schon dem Liebhaber in aller Muße oft schwer macht, das für ihn wichtige herauszusuchen, daß aber der vollbeschäftigte, oft überbürdete Staatsbürger nur ganz geringe Möglichkeiten hat, den Dingen nachzugehen. Dazu kommt aber, daß die große Spezialisierung der verschiedenen Zweige der Wissenschaft es dem Einzelnen oft ganz unmöglich macht, auch nur die wichtigsten Grenzgebiete seines Arbeitskreises zu überblicken. Schließlich aber ist der Einzelne auch finanziell gar nicht in der Lage, sich das notwendige Handwerkszeug persönlich zu erwerben, um in seinem Berufe voll leistungsfähig zu bleiben. Wie die Städte große Ausgaben für Theater, Orchester usw. leisten, so müssen sie daher auch denjenigen ihrer Mitbürger, die nach Fortbildung und Erweiterung ihres wissenschaftlichen Gesichtskreises und Arbeitsfeldes streben, entgegenkommen und nach Maßgabe aller vorhandenen Mittel das Notwendige beschaffen.

Darnach dürfen die Aufgaben der Volksbücherei und der wissenschaftlichen Stadtbibliothek zwar verschiedene, aber doch artverwandte sein. Sie liegen in erster Linie so sehr im Rahmen der Berufsarbeit des wissenschaftlichen Bibliothekars, daß er allein die Aufgaben beider wirklich durchdringen und bewältigen kann. Die Tätigkeit der Volksbücherei geht mehr in die Breite, sie ist der Kritik der Öffentlichkeit ausgesetzt. Die Volksbücherei ist auf das Vertrauen der Öffentlichkeit angewiesen, sie verlangt werbend ihr Interesse. Die Wirkung der Volksbücherei ist eine pädagogische, volkserzieherische. Die großzügig geleitete Volksbücherei kann daher auch der Reklame, der Werbung, der Pressebeeinflussung nicht entraten.

Aber die wichtigste Arbeit, die der Leiter der Volksbücherei als Verwaltungsbeamter zu leisten hat, ist dieselbe, die ihm als Leiter der wissenschaftlichen Bibliothek obliegt. Er muß mit möglichst geringen Mitteln möglichst vorteilhaft einkaufen, er muß die einzukaufenden Bücher kritisch sorgsam auswählen, er muß mit einem zunächst gut zu schulenden, oft sehr geringen Personal die größten Arbeitsleistungen an Menge und Qualität, an Exaktheit und Schnelligkeit zustande bringen, er muß hier und da die Benutzer wohl in ihre Schranken verweisen, aber er wird sie nicht verscheuchen, sondern sie durch zuvorkommende Behandlung, zu der er auch sein Personal anleitet, zu weiterer Ausnützung der vorhandenen Einrichtungen und aller gegebenen Möglichkeiten anregen. Die ständige Verfolgung der Bibliographie und der wissenschaftlich-literarischen Kritik gibt ihm hier wie da die wichtigsten Unterlagen. In der wissenschaftlichen Bibliothek aber geht dann die eigentliche Arbeit in die Tiefe. Sie vollzieht sich nicht vor den Augen der Öffentlichkeit. Die Ergänzung der vorhandenen Bestände erfordert hier noch viel mehr Vorsicht als in der volkstümlichen Bücherei, schon weil in jedem einzelnen Falle viel größere Aufwendungen in Frage kommen. Dazu muß das vorhandene Arbeitsprogramm sorgfältig an den jeweils neu auftretenden Bedürfnissen geprüft und gegebenenfalls ergänzt werden. In erster Linie steht der Leiter der wissenschaftlichen Biblio-

thek ihren gelehrten Benutzern zur Verfügung, um ihnen nach Maßgabe vorhandenen Möglichkeiten und Gegebenheiten, die er am besten kennt, bei der Beschaffung wissenschaftlicher Arbeits- und Forschungsmittel behilflich zu sein. Das ist keine Tätigkeit, die die Öffentlichkeit anerkennt, und die das Auge der Behörde auf sich zieht. Bemerkbar wird von dieser entsagungsvollen Tätigkeit des Leiters einer mittleren Stadtbibliothek erst dann etwas, wenn das Institut einmal nicht ganz so hat helfen können, wie es vielleicht den Beteiligten im vorliegenden Falle erwünscht gewesen wäre. Dann setzt häufig eine Kritik ein, die mehr zerstört, als Jahrzehnte ernster Arbeit gefördert haben.

Demnach müssen wir verlangen, daß neben der volkstümlichen Bücherei, die heute im Vordergrunde des Interesses der großen Stadtgemeinden steht, auch die wissenschaftliche Stadtbibliothek voll zu ihrem Rechte kommt. Es wäre völlig abwegig, wenn man dabei etwa die Benutzerzahlen der beiden Anstalten ausschlaggebend für ihren Wert in der Allgemeinheit sein lassen wollte. Ganz abgesehen davon, daß die wissenschaftlichen Bücher viel teurer sind, als die Unterhaltungs- und Bildungsbücher, muß man berücksichtigen, daß die Wirkung der wissenschaftlichen Bibliothek eine viel intensivere und eine viel nachhaltigere ist, und daß in der wissenschaftlichen Bibliothek schließlich erst die in der Volksbücherei angewandten Mittel zur vollen Auswirkung gelangen.

Sinn und Schicksal.

Von Dr. Walther Tritsch (Berlin).

Heutige Redeweise und heutige Sprache zwingen uns — nicht nur durch gewohnten Brauch, sondern auch durch die innere Macht der Worte selbst — das folgende Dilemma auf:

Jedes Geschehen, das wir schildern, läßt sich auf eine bunte Vielheit von Ursachen, Vorbedingungen, Einzelumständen zurückführen, deren Vereinigung als großes Rätsel, als großes Wunder, als großer Sinn oder als großer Zufall erscheint. Sobald wir „unvoreingenommen" zu beschreiben versuchen, sobald wir es vermeiden wollen, in der Auswahl des für wesentlich Angesprochenen (die schon in jedem Erkennen liegt) unser Ziel vorweg zu nehmen, da verliert sich sehr rasch alle sachliche Beschreibung in ein uferloses Chaos materieller, unabsehbarer Zufälle. Wir erhalten so eine Welt von lauter Notwendigkeiten ohne Sinn, eine Welt der allmählichen Ausgleichung von Energien, deren Vorhandensein ebenfalls dem Zufall preisgegeben ist; kurz wir erhalten die ganze Welt als Abbild einer Natur ohne wirkende Bestimmung, also ohne Schicksal. Mit jedem Schritt, den wir gegen das Sinnvolle hin unternehmen, verlieren wir an Natur: wir können gar nicht anders, als von einem vorschwebenden Sinn oder Ziel her jedes Geschehnis so auswählen und begrenzen, daß aus dem Chaos überhaupt erst ein Erkennbares sich abhebt. Damit ergeben wir uns aber vollkommen dem einmal von uns aufgegriffenen (oder uns aufgreifenden) Sinn und beschränken alle äußere Natur allein und einseitig nach seinem Gesetz: das liegt schon in der Art unserer Sinn- und unserer Natur-Idee vorgebildet. Jedes äußere Geschehen, das einen also vorgefaßten Sinn kreuzt und sich ihm nicht gänzlich unterordnet, gefährdet ihn, ja hebt ihn vollkommen auf. Ein Mittleres lassen schon unsere Begriffe gar nicht zu: so wird jeder Sinn zum Gegenspieler der ganzen Welt, die für ihn Stoff ist. Jeder andere Sinn hat als Gegenspieler in derselben Welt unseres Denkens gar keinen Platz: setzt er doch von Anfang an einen anderen Einteilungsgrund

aller Qualitätsbegriffe, in seinen letzten Folgen gleichsam eine andere Welt voraus. Eine Berührung, ein Zusammentreffen, ein Kampf zwischen zwei Prinzipien ist hier nicht anders möglich als durch Negation, durch gegenseitige Begrenzung, die in gegenseitiger völliger Aufhebung enden muß; — jeder ganz gefaßte, also triumphierende Sinn enthält deshalb die ganze Welt als Abbild seiner einigen, alleinigen Bestimmung ohne wirkende Natur, also ebenfalls ohne Schicksal.

Dieses sind die beiden äußersten Grenzfälle: chaotische Natur, ganz ohne bestimmendes Schicksal, und sinnvolle Bestimmung ganz ohne natürliches Schicksal; — um diese beiden Pole kreist die ganze Welt unseres logischen, aber auch sprachlichen Verstehens. Dazwischen liegen nicht allein die unzähligen Fälle der Gesundheitsbreite, der konkreten Wirklichkeit, sondern auch ebensoviele inneren Widersprüche: die Antinomien. Jede beliebige mit Konsequenz verfochtene Ansicht muß ihren Träger schließlich aus seiner Bahn gegen einen dieser beiden Pole werfen.

Genau so alt wie das christliche Denken, fristet dieses Dilemma in Wissenschaft und Praxis auch heute ein noch immer zwingendes, aber bereits unzeitgemäßes Dasein. Angesichts solchen inneren Widerspruchs ist vielleicht die Erinnerung willkommen, daß dem nicht immer so war. Unsere Logik ist nicht die Logik an sich, sondern selbst nur deren eine Verwirklichung in Sprache und Geist eines Volkes. Zudem ist sie aus dem Alexandrinertum von uns rezipiert: was an ihr mathematisch ist, bewegt sich in starren Grenzflächen ohne innere Formungsprinzipien, was an ihr sprachlich ist, bewegt sich in spätgriechischen Begriffsformeln. Das Moment der Spannung, der Wirkung und Gegenwirkung, gleichsam die Gravition der Begriffe, hat sie vollkommen verloren oder nie besessen; ihre Zeichen sind nicht Darstellungen von Kräften, sondern Schattenrisse; — ihr fehlt, was in der griechischen Sprache vor dem Verfall in höchstem Maß verwirklicht war, was aber auch der deutschen Sprache nicht gänzlich abgeht: das steigernde, das agonale Element.

Wie? steigernde, also dynamische Elemente im logischen Denken? Es klingt zwar noch gründlich ungewohnt, und doch ist bereits vielfach die Aufmerksamkeit auf Begriffe gewiesen worden, deren Umfang nicht von außen begrenzt, deren Inhalt nicht eine Summe addierbarer oder sammelbarer Eigenschaften ist, sondern ein Gleichgewicht von verschieden gerichteten Kräften, eine Art Sonnensystem darstellt. Gerade die wesentlichen Begriffe einer Sprache, eines Volkes sind solcher Art. So läßt uns gerade das agonale, steigernde Element, welches auch in unserer Sprache noch wirksam ist, jenes Dilemma überhaupt erst finden und empfinden: Natur wird uns nicht lebendig ohne Sinn, und Sinn bleibt uns nicht lebendig ohne Natur. Jedes dieser beiden Worte weist stets über seinen Umfang hinaus, und mögen die Begriffe noch so scharf und sauber getrennt werden: ihre Trennung trifft gar nicht mehr das Wesentliche, sie wird stets wieder aufgehoben in der Spannung des einen, Natur und Sinn wie eine Zentralsonne beherrschenden Wortes: Schicksal.

Schicksal ist noch immer auch in unserem Empfinden jene Macht, wodurch allein die Natur belebt, der Sinn bewährt werden kann: vollständiger Positivismus, absoluter Spiritualismus waren bei uns niemals heimisch. In diesem einen Punkt sind die Trümmer germanischer Vorzeit und die höchsten Leistungen des Griechentums, unser aller geistiges Erbe, einander verwandt: daß es stets ihr vornehmster Lebensgehalt blieb, Natur und Sinn zu Schicksal zu vereinigen, zu erfüllen, auch um den Preis des eigenen Untergangs. Tod oder Triumph konnte den Sinn niemals fraglich, die Natur niemals chaotisch machen (ganz ohne Jenseitsflucht oder Nihilismus), weil es allein auf das Tun und Kämpfen, auf das Gespanntsein selbst ankam und auf nichts

anderes sonst. Aus dieser Welt ist das tragische Element geboren. Aber die vielen heil- und grenzenlosen Schickungen der Götterdämmerungszeit verwandelten diesen Lebensgehalt von Grund aus. In den dann folgenden, menschenzwingenden, aber nie bezwingenden dunklen Ordnungen den himmlischen Sinn zu finden — später den menschlichen Sinn, (der Unterschied ist nicht so groß) —, das war die **christliche Aufgabe**. Der letzte, der sie noch ganz zu erfüllen und in abgeleiteter Zeit alles Schicksal noch einmal zu Sinn und Gehalt ganz umzuschmelzen versucht hat, ist **Herder**. Bei ihm findet jeder Zwang, jeder Zufall noch seine jenseitige Bedeutung, ja die ganze Natur, die ganze Welt ist ihm nur als sinnvolles Zeichen wirklich, oder ist ihm — nichts. Aber schon bald nach Herders erstem Auftreten wurde diese christliche Aufgabe durch **Kant** ihrer Spannung beraubt (er zeigte die Antinomien, aber nicht deren Quellen) und dann immer nur weiter in ihre Bestandteile aufgelöst; — am weitesten zuletzt durch **Einstein**. Auch im höchsten, gespanntesten Sinn wird heute schon materielle Natur, auch im entlegensten Zufall, auch im furchtbarsten Geschick wird jetzt nur ein sachlicher Sinn, das bedeutet nämlich gar nichts anderes mehr als eine neue materielle, noch weiter abgeleitete Aufgabe erblickt — und auch das nur, um bei der Ausführung dieser wie jeder Aufgabe deren Sinn wieder aufzulösen und nochmals zu verlieren. Kraft und Spannung oder sonst irgendeinen Antrieb des selbständigen Tuns schöpfen wir daraus nicht, und Leben entspringt daraus nicht. Das hat andere Quellen.

Die heute bereits merkliche Erneuerung der Schicksalsidee kommt aus solchen anderen Quellen. Sie ist durchaus nicht ein Grenzbegriff von summierbaren Einzelinhalten, durchaus nicht ein „wertend" oder „idealtypisch" heraushebender Normbegriff, auch keine statische Einfühlung oder „Erschauung", sondern eine dynamisch gespannte Einheit von einzeln einander widerstreitenden Lebenskräften. Durch deren Gleichgewicht allein wird der „immanente" Raum zwischen materialistischer Natur und spiritualistischer Bestimmung erfüllt. Erst solches Gleichgewicht gestaltet die Wirklichkeitsbreite ohne Grenzfall und Antinomie: in diesem Gleichgewicht allein beruht, was in deutscher Sprache mit dem einen geistigen und zugleich körperlichen Wort **Sinn** bezeichnet wird: das Scheinhafteste und Wirklichste zugleich.

Hier schließt der Spalt. Klare Erkenntnis eines natürlichen Allzusammenhanges kann den Einzelnen nicht mehr zum bloßen Beziehungsbündel und die Welt nicht mehr zum Rechenexempel konditionaler Abläufe auflösen; klares Festhalten an Kraft und Sinn der eigenen Bestimmung kann den Einzelnen nicht mehr einseitig und blind machen für die Vielfältigkeit der äußeren Welt und leugnet nicht mehr den wirklichen Raum, darin die Menschen und ihre Aufgaben einander erst begegnen und erfüllen können. Bestimmung löst — auch ohne jeden Absolutismus — die Natur nicht mehr, Untergang hebt — auch ohne jede Transzendenz — den Sinn nicht mehr auf. Aber in der stets ungewissen und stets unerschöpflichen Begegnung von Sinn und Natur erfüllt sich, was wir Schicksal nennen.

Deutsche Opfersucht.

Von **Toni Harten-Hoencke.**

Es gibt eine schleichende seelische Seuche bei uns, die immer verhängnisvoller um sich greift: die Opfersucht. Man braucht nur irgend eine Zeitung, ein Monatsheft, eine Broschüre, ein größeres Werk in die Hand zu nehmen, in einen Vortrag zu gehen, eine Aussprache bei Versammlungen zu hören: es ist immer dasselbe und heißt Opfern, aus-

gesprochen oder umschrieben. Wir haben geopfert, sollen, werden, müssen opfern. Wir sind oder sollen sein opferbereit, opfermutig, opferfreudig. Der Deutsche ist überhaupt der einzige Edelmensch, weil er zu opfern weiß, alles für die Sache opfert, sich selbst aufopfert usw., usw. Wir Deutschen sollen Seele und Leib ertüchtigen, stark und gesund machen, um möglichst viel, um alles opfern zu können, wenn es von uns verlangt wird. Das Höchste, was ein Mensch erreichen kann, ist — Opfer. Sichhinopfern ist demnach der eigentliche Zweck dieses Lebens. — —

Und der Sinn all' dieser Opferseligkeit? Recht klar ist die Sache keinem. Heimlich aber und hemmungslos saugt sie uns das Mark aus den Knochen und verstumpft uns Auffassung und Gefühl für das Natürliche und Normale. Vor lauter Opferwut werfen wir Vaterland, Wohl und Gut unsres Volkes dem gierigen Ausland hin, werden knieschlotternde Gesinnungsknechte. Oder — auf der andern Seite — überfüttern wir besonders unsre Jugend und machen sie sentimental oder — schnuppig. Denn was soll es eigentlich heißen, dies Opfern fürs Vaterland?

Da klingt es aus der Vergangenheit: „Was hat man nicht alles geopfert!" „Alles haben wir hingeben müssen!" Aber sind wir denn nicht alle selbst dies Vaterland, für das wir alles taten und gaben? Was für ein Begriff von Vaterland steckt hinter diesem Begriff von Opfer! Das Vaterland ist gar nichts außer uns. Ebensowenig z. B. die Familie. Die Familie sind doch wir selbst mit. Wir würden uns also tatsächlich für uns selbst opfern. Wenn wir nicht unsre Pflicht täten, unser Bestes, unser Höchstes leisteten für Familie, Gemeinde, Vaterland, schadeten wir doch nur uns selber, denn aus mir und dir besteht die gesamte Gemeinschaft der Menschen. Wenn wir nicht fürs Vaterland kämpften, einständen, arbeiteten, bräche der eigene Boden unter den Füßen zusammen und wir hätten selbst das Nachsehen. Daß wir jetzt alle miteinander das Nachsehen haben, soweit wie wir es haben, das verdanken wir nur der Einsichtslosigkeit derer, die nun mit leiden müssen. Was also heißt da „opfern"? Der ganze Begriff ist falsch und führt nur zur Selbstverherrlichung oder Selbstbemitleidung, zwei sehr schädlichen Seelenverfassungen.

Nein, wir haben nicht geopfert, wir haben unsre Pflicht getan gegen uns selbst genau so gut wie gegen unsre Nächsten.

Und in der Gegenwart? „Wir müssen eben täglich freudig opfern." „Alles usw." ad infinitum. Wieso? Inwiefern und was sollen wir denn jeden Tag fürs Vaterland aufgeben, hingeben, was könnten wir tun, leisten, geben, was nicht erstens unsre ganz einfache Pflicht und Schuldigkeit wäre und nicht zweitens uns selber zugute käme? Oder ist es wirklich nicht selbstverständliche Menschenpflicht, immer und überall das Beste zu tun, das Höchste zu leisten und das Meiste zu geben, was wir können? Ist es nicht immer noch ganz selbstverständlich ein Mangel, ein Charakterfehler, eine Pflichtversäumnis, wenn wir bei irgend einer Aufgabe mehr tun könnten und es nicht tun? Was wir heute für Volk und Vaterland tun können, ist nichts anderes, als unsre Kraft und Gaben denkbar gut zu entwickeln und anzuwenden, damit innerlich und äußerlich statt Verfall wieder Ordnung und Rechtlichkeit, Sauberkeit und Verläßlichkeit erstehn. Und ist das nicht durchaus auch unser eigener Vorteil? Nicht bloß ideell. Nicht bloß, daß wir zuerst selbst die innere Befriedigung, die Freude und seelische Bereicherung, das geistige Wachstum erfahren durch eigene Höchstleistungen. Der innere Gewinn spiegelt sich auch unbedingt in äußeren Bildern wider, in günstigeren Verhältnissen, besserem Lohn, angenehmeren Stellungen innerhalb der betreffenden Gemeinschaft; selbst bei den heutigen schwersten Umständen kann das jeder verfolgen. Wohlverstanden ist hier mit Pflichterfüllung und Höchstleistung niemals ein „Mehr als das" zu begreifen. Höchstleistung darf nicht Gewaltanstrengung mit nachfolgendem Zusammenbruch heißen. Die ist niemals praktisch, niemals richtig, tut nie und

niemanden gut. Selbst Ausnahmefälle bei Krieg oder angeblicher Not sind nur mit Vorbehalt zuzugeben. Überspannung ist keine Bestleistung. Vorzeitiger, übermäßiger Kräfteverbrauch, unvernünftige Zeitanwendung sind keine „Opfer", sondern Torheit und Mißbrauch göttlicher Gaben und liegen nicht im Bereich unsrer Menschenpflicht.

Was bleibt also nach, was wir täglich fürs Vaterland zu opfern hätten? Gar nichts. Wir haben unsre Pflicht zu tun. Mehr verlangt niemand von uns, d. h. Menschen — wir selbst eingeschlossen — haben kein Recht, und Gott ist zu weise dazu.

So hätten wir nur noch zu untersuchen, was es mit dem Opfer ist, das in Zukunft von uns erwartet wird. Aber was sollte in Zukunft nötig sein, was prinzipiell für Vergangenheit und Gegenwart abgelehnt werden muß? Was sollten wir hingeben, aufgeben müssen, was nicht schließlich entweder der Gemeinschaft, der es zuflösse und der es gut tun sollte, schaden würde, wenn es einem ihrer lebendigen Glieder, ihrer natürlichen Kraftquellen, die Lebensbedingungen verkümmerte, raubte und es dadurch leistungsfähig machte, oder was nicht andernfalls uns selbst, den Gebenden, denselben Vorteil brächte wie der beschenkten Gemeinschaft, weil wir ein Teil von ihr sind? Stellen wir es uns im Punkt Vaterland wieder einmal praktisch vor. Was birgt die Zukunft? Armut und Knechtschaft? Die sind schon heute da. Was für ein Opfer sollte dagegen helfen? Unser letzter Groschen? Dann könnten wir ja alle selber keinen mehr verdienen, denn wer arbeiten soll, muß essen. Unser „Leib und Leben"? Wer wäre befreit, wenn keiner mehr nachbliebe? Wir besiegen Armut und Knechtschaft unsres Vaterlandes nur durch Bestleistung auf allen Gebieten.

Und wenn die Zukunft wieder Krieg bringt? Gut, so haben wir wieder unsern Mann zu stehen an und hinter der Front. Wollen wir das wirklich „opfern" nennen? Wozu uns mit diesem blutigen, immer zu hoch gegriffenen Wort belasten? Selbst wenn wir an wahres Heldentum denken, an seelische Großtaten oder an ein Einsetzen, ja, ans Verlieren dieses leiblichen Lebens —: reden unsre Helden selbst dabei von Opfer? Es lauert etwas Ungesundes, Falsches hinter dem Begriff (selbst in rein religiösem Sinn würde ich stets davor warnen). Man denke sich aus: wir sollen an Leib und Seele tüchtige junge Deutsche heranbilden, damit sie sich dann opfern können! Der Opferblock mit dem erhobenen Schwert ist doch dabei gar nicht ganz aus dem seelischen Bild zu entfernen. Und was für eine Weltanschauung steckt dahinter? Dieser zornige, racheburstige Jehovah-Gott, der alles mögliche Schreckliche und Unsinnige von seinen Geschöpfen verlangt und über sie verhängt —: sind wir ihn denn immer noch nicht los? Können wir immer noch nicht fest den Gott, der die Allmacht der Liebe und des Guten ist, anerkennen, ihm vertrauen und unsre deutsche Jugend zur Tüchtigkeit freudiger, höchster Pflichterfüllung gegen ihren Nächsten wie sich selbst erziehen, aber nicht zu einem dunklen Opferbegriff? Das eine ist urdeutsch und kerngesund, das andere ist eine Seuche, die grade weil sie nicht richtig erkannt wird, uns noch gänzlich das Rückgrat unsers völkischen Muts, unsers frommen Stolzes auf deutschen Ruhm und deutsche Ehre und deutsche Kraft brechen kann. Wohl mag es sich anhören, als läge es nur am Wort. — Aber im Wort lebt und wirkt beständig sein tiefer Sinn. Seien wir auf der Hut vor diesem Wort! Rotten wir sie aus, diese Opferkrankheit!

Philosophische Verse.

Von Otto Boehn (Wien).

Antwort

Was Leben heißt?
Den Ruf vernehmen, als ob aus der Tiefe
Deiner Seele einer Gottheit Geist
Dich helfend riefe,
Daß den rechten Weg du weißt.
Daß deiner Einmaligkeit heiliger Sinn
Dir völlig zum Bewußtsein werde.
Und bist du auch aus Lehm und Erde,
So sage dir, ich lebe, denn ich bin.
Daß du dich freuest
Zu atmen, zu ruhen, zu träumen, zu denken,
Deine Blicke selig zu versenken.
Daß du Gutes willst und Böses scheuest.
Daß dein Auge nach erquickendem Schlaf
Aufs neue das Licht des Morgens traf.
Daß mundender Bissen dir Hunger stillt.
Daß Lust den Sinnen dir entquillt.
Daß du anderen Wärme gewährst,
Daß du liebst und lieben lehrst.
Daß du lachen kannst und weinen.
Und daß du bei allem, was du erlebst,
Ob beschwingt, ob beglückt,
Ob vergrämt, ob bedrückt,
Freien Willens entstrebst
Dem Gemeinen.

Die letzte Wahrheit

Nicht auf den Pfaden, die breit ausgetreten
Von denen, die gemach des Weges gehn,
Wirst du die rechten Wahrheitsucher sehn,
Die einsam strebend um Erleuchtung beten.
Nichts kann so seltsam unwahrscheinlich sein,
Daß es nicht wahr sein könnte. Nicht die steten
Gemeßnen Schritte, nein, die sturmumwehten
Und strauchelnden ziehn in den Tempel ein,
Allwo das Wunder jählings sich enthüllt,
Das Dunkel überraschend gleißt die Helle,
Entspringt, da Staunen sich mit Ehrfurcht füllt,
Der Unbegreiflichkeiten schlichte Quelle.
Und aller Schein verschleiert trüb die Klarheit,
Denn unwahrscheinlich ist die letzte Wahrheit.

Spinoza spricht

Jenseits von dem, was mühvoll du erkennst
Und wahrnimmst, liegen ungeahnte Welten,
Die dir Erfahrung nie erschließt und selten
Mit klügelndem Verstand du klar nur nennst.
Je mehr du maßlos im Affekt entbrennst,
Zwiespältig Wesen Mensch, die nie erhellten,
Den engen Sinnen fernen Wunder gelten
Dem Maß noch ferner, das dein Sein umgrenzt.
Eingebung nur reicht dir den Siegeskranz,
Wenn Gott, die über allem thronende
Allmacht Natur, des Willens Ursubstanz,
Kraft schaffende, im Leben wohnende,
Nicht Gott, der strafende und lohnende,
Dir füllt den Geist mit heiter hellem Glanz.

Forschung

Kannst du Unfaßbares erkennen,
Wenn Namen du ihm stolz verleihst?
Armselig Tun, das Rätsel zu benennen
Und zu verbergen, daß du es nicht weißt,
Wie es sich löst, statt wissend zu gestehen,
Daß oft, vermag dein Blick es auch zu sehen,
Dein Sinn zu hören und zu fühlen gar,
Geheime Wunder werden offenbar,
Die nimmer dir doch zur Erkenntnis reifen:
Und du begreifst, was nie du kannst begreifen.

Errät es dennoch dein Versenken,
Was ewig deiner Hand versagt,
Gefällt Natur sich nur dich zu beschenken,
So es im Geist dir jäh erwachend tagt.
Doch wenn du fliegst, statt steilen Weg zu gehen,
Wird um so mehr ein Wunder dir geschehen.
Was niemals du erblickt, du siehst es klar,
Es formt sich dir, was nie Gestalt noch war.
Den festen Boden hat dein Fuß verlassen:
Und du erfaßt, was nie du kannst erfassen.

Bücherbesprechungen.

Kunst und Literatur.

Hans Albert Koller, Der Schlüterbau der Großen Loge von Preußen genannt zur Freundschaft in Berlin. Verlag von Otto Rahneberg. Berlin. 70 Seiten mit 27 Abbildungen.

In dieser sehr sorgfältigen und mit guten Abbildungen geschmückten kleinen Schrift des Kunsthistorikers H. A. Koller wird das alte Logengebäude in der Dorotheenstraße mit seinen neueren Anbauten beschrieben und das Wichtigste über die vorhandenen

Kunstschätze mitgeteilt, wobei besonders das von Andreas Schlüter selbst Geschaffene berücksichtigt wird. Wenn auch in erster Linie für die Angehörigen der Loge zur Freundschaft bestimmt, bringt das Büchlein doch auch für die geschichtlich und künstlerisch Interessierten manches Wertvolle. Es kann nach Inhalt wie Ausstattung durchaus empfohlen werden.

A. Buchenau.

Handbuch d. Musikwissenschaft, Akad. Verlagsgesellschaft, Wildpark, 1928.

Ein Standardwerk der noch jungen Musikwissenschaft ist unter dem Titel „Handbuch der Musikwissenschaft" im Verlage der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Wildpark-Potsdam im Erscheinen begriffen. Die Errichtung von Lehrstühlen für Musikwissenschaft an fast allen deutschen Universitäten zeigt am besten die wachsende Bedeutung, die diese Wissenschaft innerhalb der Geisteswissenschaft sich im letzten Jahrzehnt errungen hat. Im Gegensatz zu älteren historischen Darstellungsmethoden will das neue Werk den durch die Forschungsergebnisse stark angewachsenen Stoff unter Betonung stilkritischer Zusammenhänge nach ganz neuen Gesichtspunkten gruppieren und verarbeiten. Von den Mitarbeitern sind neben dem Herausgeber, Universitäts-Professor Dr. E. Bücken, Köln, die Universitätslehrer Privatdozent Dr. Besseler, Freiburg, Professor Dr. W. Fischer, Wien, Privatdozent Dr. R. Haas, Wien, Professor Dr. Th. Kroyer, Leipzig, Privatdozent Dr. H. Mersmann, Berlin, Professor Dr. C. Sachs, Berlin, Dr. W. Heinitz, Hamburg, Dr. R. Lachmann, Kiel, zu nennen. Diese große umfangreiche Enzyklopädie soll als eine Kulturgeschichte der Musik im besten Sinne des Wortes in die Musikwissenschaft gründlich und in lebendiger stilistischer Form einführen und für alle, die sich aus Neigung oder im Beruf mit der Musik beschäftigen, ein Führer sein. Eine Fülle von über 1000 selten gesehener Abbildungen in modernster Reproduktionstechnik, sowie über 1000 Notenbeispiele werden dazu beitragen, dem wertvollen Inhalt den Rahmen zu geben, der weit über das hinausgeht, was man auf diesem Gebiete zu sehen gewohnt ist. Die beiden ersten Lieferungen (Preis à 3,20 RM.) liegen bereits vor. W.

Emil Felden: Eines Menschen Weg. Ein Fritz-Ebert-Roman. Friesen-Verlag Bremen.

Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß der deutsche Roman dem verfallenden Bürgertum seine Stoffe entnehme. Der große Roman des Proletariats unserer Tage harrt immer noch der Geburt. Wobei es nicht auf die Zeichnung des proletarischen Milieus ankommt, sondern auf die Problematik der proletarischen Psyche und den Kampf der versinkenden und der werdenden Zeit. Dennoch stehen wir im Zeichen der Dämmerungen und der Übergänge. Fraglos gehört Felden zu denen, in denen ein Neues aufsteigt und nach Formung drängt. Allerdings mußte, und nicht nur nach der technischen Seite hin, die Gestaltung eines so aktuellen Stoffes mehr als bedenklich erscheinen. Entweder es mußte ein Machwerk werden oder aber etwas in seiner Art Originales. Man muß staunen, mit welcher Kühnheit und Sicherheit Felden alle Gefahren und Klippen vermieden hat. Das eben verrät den Meister des Romans, der mit großer Gestaltungskraft diesen durch die Zeitnähe heikel-gefährlichen Stoff zu formen weiß. Plastisch wachsen die Gestalten dieses Buches vor uns auf und wir gewinnen wundervolle Einblicke in „eines Menschen Weg". Das Buch ist keine Lobhudelei und keine Liebedienerei, sondern geschrieben aus großer Liebe heraus zu dem, der seinen Volksgenossen Führer aus dunkler Wegtiefe geworden ist. Allerdings ist das Buch kein Roman. Der erste Teil ist fesselnde Novelle, der zweite Teil Zeitgeschichte in biographischer Form. Piechowski.

Kulturgeschichte.

J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. 538 S. (Kröners Taschenausg. Bd. 53.) 16. Aufl., Leipzig 1927.

Ders., Di. Zeit Konstantins d. Gr. (Kröners Taschenausgabe Bd. 54.) 493 S. Leipzig 1927. 5. Aufl. Preis pro Band in Ganzleinen M. 3,50.

In der Sammlung der Krönerschen Taschenausgaben liegen zwei neue Bände vor: B.s Kultur der Renaissance (besorgt von Walter Goetz) und dess. Verf.s Jugendwerk über das Zeitalter Konstantins des Großen. Die Ausgaben kosten sorgfältig gedruckt und in hübschen, handlichen Ganzleinenbänden je 3.50 M., ein erstaunlich billiger Preis. Die „Kultur der Renaissance" enthält den alten, echten B.schen Text, mit einigen Zusätzen in den Anmerkungen von Geiger und Goetz. Dieses Buch verdient die weiteste Verbreitung auch in Lehrer- und Schulkreisen, denn es gibt z. B. für den denkenden Primaner kaum eine fesselndere kulturphilosophische und zeitgeschichtliche Lektüre. Die ganze Sammlung der „Taschenausgabe" kann für die Arbeitsgemeinschaften der Prima nicht warm genug empfohlen werden.

A. Buchenau.

Otto Boehn, Wege zur Freimaurerei. Gedanken über die geistige Entwicklung des Menschentums. Verlag von Alfred Unger in Berlin. 92 Seiten.

Boehns kurze Schrift enthält eine Reihe von bedeutsamen Gedanken über die geistige Entwicklung des Menschentums und geht insbesondere ein auf die Geschichte der Freimaurerei und derjenigen Gesellschaften und Vereinigungen, die den Humanitätsgedanken im Laufe der Jahrhunderete gepflegt haben. Von der Comenius-Gesellschaft schreibt er das Folgende: „Die Comenius-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft und Volkserziehung, 1892 gegründet, trug dann dazu bei, den Neuhumanismus wieder aufleben zu lassen. An der Arbeit dieser hochstehenden Vereinigung beteiligte sich auch das Ausland sehr lebhaft, und so war denn die Gesellschaft tatsächlich am Brückenbau zwischen Nation zu Nation, oft über tiefe Abgründe, verdienstlich tätig." Das leicht und faßlich geschriebene Büchlein kann man als erste Einführung durchaus empfehlen. Es ist nicht sicher, wie der Verfasser selbst sagt, daß die geschichtliche Entwicklung sich wirklich so wie von ihm geschildert vollzogen hat, aber soviel ist gewiß, daß es so gewesen sein kann.

A. Buchenau.

Sozialwissenschaft.

Die Ehe. Ein biologisches Ehebuch, herausgegeben von Dr. Max Marcuse. Preis br. 18.—, geb. 20.— RM. Verlag von A. Marcus & E. Weber, Berlin und Köln 1927.

In der Einleitung stellt der Herausgeber dieses Sammelwerk, an dem 13 Autoren mitgearbeitet haben, dem Keyserlingschen Ehebuch, das ästhetisch, dem Van de Veldeschen, das erotisch orientiert sei, als ärztlich-biologisch gegenüber. — Dem Berliner Ehescheidungs- und Strafrichter begegnen der Herausgeber und Geheimrat Moll häufig als gerichtliche Sachverständige. Ersterer ist mit den Aufsätzen vertreten: Die Bedeutung des männlichen Klimakteriums für die Ehe- und Gattenbeziehung. Verwandtenehe und Mischehe und: Der eheliche Präventivverkehr. Geheimrat Moll schreibt über: Sexuelle Hygiene der Ehe. Eifersucht und Ehe und: Sexuell abnorme Ehe.

Von einigen weiteren, besonders wertvollen Aufsätzen seien die Kapitel-Überschriften mitgeteilt:

Karen Horney: Psychische Eignung und Nichteignung zur Ehe. Über die psychischen

Bestimmungen der Gattenwahl. Über die psychischen Wurzeln einiger typischen Ehekonflikte.

Wilhelm Hagen: Das psychische Zusammenpassen der Ehegatten. Die körperliche und psychische Reaktion des Mannes auf die Ehe.

Max Christian: Eugenische Gattenwahl. Die Erwerbs- und Berufsarbeit der Frau. Die biologische Bedeutung der Monogamie. Biologische Kritik des Eherechts.

Christian tritt u. a. für ein gesetzliches Verbot solcher Ehen ein, die für einen der Gatten oder die Kinder eine unmittelbare oder mittelbare gesundheitliche Gefahr bedeuten; er zitiert die bereits bestehenden, entsprechenden gesetzlichen Eheverbote nordischer Staaten, verlangt Einführung obligatorischer Ehetauglichkeitszeugnisse und Erleichterung der Scheidung für seelisch zerrüttete Ehen. — Moderne Richter und Rechtsanwälte müssen heute als Psychologen und Sozialhygieniker mehr oder weniger geschult sein, um „alles verstehen" und an einer zeitgemäßen Entwicklung unserer Gesetzgebung mitarbeiten zu können. Sie werden aus der Lektüre und dem Studium des umfangreichen Werkes (auch aus den mühsamer zu lesenden statistischen Darlegungen) reiche Anregung schöpfen.

Landgerichtsrat Dr. E. M. v. Holten.

Philosophie.

Philosophische Quellenhefte, herausgegeben von Studienrat Dr. **Jordan** und Oberstudiendirektor Dr. **Schneider**. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Das Pendel unserer wissenschaftlichen, ja überhaupt geistigen Grundbetrachtung schwingt schon seit längerer Zeit und je mehr, je stärker von der historischen Einstellung weg zur philosophischen. Nicht historische Darstellung, sondern philosophische Erfassung der geistigen Grundlagen und Zusammenhänge ist das Ziel, dem die höheren Schulen heute zustreben. Moderne Geisteskultur drängt seit langem dahin; die Reformlehrpläne der höheren Schulen haben diese Forderungen in ihren Richtlinien aufgenommen, und auch bei der Schülerschaft regt sich stärkste Teilnahme an dem neuen Fache: Philosophie.

Schwankungen zeigten sich hinsichtlich der Methode, nach der man Philosophie treiben wollte. Daß nicht eine Geschichte der Philosophie gelehrt werden dürfte, war bei der Grundabneigung gegen den Historismus wohl eine Selbstverständlichkeit. Nicht um Lernstoff handelt es sich. Der Schüler will philosophieren lernen, will begreifen, was Philosophie ist, worin ihr eigentümliches Wesen besteht.

Tastende Hand griff zu den Einleitungen in die Philosophie, etwa zu Paulsen, Riehl oder Rudolf Lehmann. Aber kann ein systematischer Überblick von einem Schüler erfaßt werden, der überhaupt noch nicht gelernt hat, philosophisch zu denken? Es wurde etwas vorausgesetzt, was man ja erst erreichen wollte. Als man 1917 für die erste deutsche „Begabtenschule", das Köllnische Gymnasium in Berlin, besondere Lehrpläne festsetzte, da wurden für Philosophie in Prima zwei Wochenstunden bestimmt. Verfasser dieser Besprechung, dem dieser Unterricht oblag, griff nach mancherlei Versuchen zum [illegible] der philosophischen Propädeutik [illegible] und [illegible], daß auf diese Weise die Schüler ungeheuer schwer in die Philosophie hineinkamen. Es blieb also nur noch **ein** Weg übrig: aus der unübersehbaren Fülle der Probleme mußte eins herausgegriffen werden, und dieses enthüllte sich bei der **Originallektüre** eines Denkers. Der Schüler lernte allmählich, den Denkprozessen eines Philosophen mühsam Schritt für Schritt nachzugehen und sie zu begreifen. So griff Verf. zum Philosophischen Lesebuch, zu Dessoir-Menzer, das sich für Schüler als viel zu schwer herausstellte. Dann zu Havenstein und Müller-Freienfels, das jugendpsychologisch gut ausgewählt ist. Aber

die Proben sind hier zu kurz, als daß ein philosophisch nicht geschulter Kopf sich in sie einlesen könnte; er kommt zu keinem rechten Ergebnis, die Vielfältigkeit verwirrt ihn. Erkenntnistheorie lockt Primaner am stärksten. Hat er bei Havenstein und Müller-Freienfels die relativistische Erkenntnislehre an einem anderthalb Seiten langen Kapitel aus dem Platonischen „Theätet" begriffen, so erscheint bereits die rationalistische Erkenntnislehre. Mag das Buch den Fortgeschrittenen auch zweifellos durch die Vielheit der Lösungen recht gute Dienste leisten, für eine Einführung ist es nicht einfach und einheitlich genug.

Da erschienen Jordan-Schneiders „Philosophische Quellenhefte". Mein Philosophiekollege las mit seiner philosophischen Arbeitsgemeinschaft das zweite Heft, ich mit der meinen das erste. Unsere Erfahrung war die gleiche: daß die philosophischen Quellenhefte außerordentlich brauchbar sind, vielleicht sogar den besten Weg zur Einführung in philosophisches Denken bedeuten.

Das 1. Heft enthält unter dem Titel „Zweifel und Erkennen" eine recht gute Auswahl aus den Meditationen des Descartes von Oberstudiendirektor Dr. Artur Buchenau. Seine kurze, klare Einleitung zeigt Descartes an der Grenzscheide zweier Weltalter, stellt ihn zwischen mittelalterliche Kirchlichkeit und den weltlichen Individualismus einer neueren Zeit. Echt scholastisch, geht Descartes vom Zweifel aus und sucht den Weg zur Gewißheit der Erkenntnis, einen Weg, den der philosophische Schüler mit Begeisterung mitwandert; denn gerade hier liegen die Probleme, die den Jugendlichen am stärksten bewegen, die für ihn durch eigenes wie auch literarisches Erleben (z. B. Faust) aktuell geworden sind. Knappe Anmerkungen, gedrängte Zusammenfassungen des Herausgebers erleichtern dem Schüler das Verstehen, das durchaus nicht einfach ist. Zur Einführung in philosophisches Denken scheint mir gerade dieses Heft außerordentlich geeignet zu sein.

Hieran knüpft sich am besten die Lektüre des dritten Heftes der Sammlung: „Die Tatsachen der Wahrnehmung" von Hermann v. Helmholtz, herausgegeben von Oberstudiendirektor Dr. Hans Schneider. Dankenswert ist die kurze Angabe der Lebensdaten, die das Interesse am äußeren Lebenslauf des Denkers befriedigen. Ausgewählt ist erfreulicherweise gerade der Teil, der von den Tatsachen in der Wahrnehmung handelt. Unter Benutzung des sehr brauchbaren Schneiderschen Anhanges wird nun der Schüler auch in andere Lösungsversuche und Erklärungsmöglichkeiten eingeführt, und die philosophische Terminologie wird ihm vertrauter.

Nach der Erkenntnistheorie die Ethik, vermittelt durch Fichtes „Bestimmung des Menschen", herausgegeben von Dr. Bruno Jordan (Heft 2 der Sammlung). Gut ist die kurze Zusammenfassung des Gedankenganges. Die Einführung liest sich recht flüssig und leitet den Schüler unbemerkt mitten in die Gedankenwelt Fichtes, dem sittlich Handeln höher stand als „bloß denken". Doch hätte die Einleitung etwas kürzer sein können.

Nach der Ethik die Ästhetik, Schopenhauer über „Das Schöne", ausgewählt von Studienrätin Gertrud Mertens. Die Einleitung ist durchaus brauchbar; die Anmerkungen allerdings sind fast nur Worterklärungen, Verdeutschungen von Fremdwörtern, und erscheinen vielfach überflüssig. (Als ob ein Primaner nicht wüßte, was identisch, abstrahieren, eliminieren (Mathematik!), adäquat, emanzipieren, temporär usw. bedeutet. Sonst sagt es ihm auch ein Fremdwörterbuch). Wichtiger wären kurze Erklärungen gedanklich schwieriger Worte oder Stellen gewesen, wie die Erläuterungen in den drei übrigen Heften gehandhabt sind. Das 5. Heft bringt unter dem Titel „Das Gute" eine Auswahl aus der Ethik Immanuel Kants, von Artur Buchenau heraus-

gegeben. Dieses Heft bedeutet einen recht glücklichen Treffer, einmal als notwendige Ergänzung zu Schiller, ohne dessen Begriff der ästhetischen Freiheit seine reifen Dramen in ihrem tiefsten Wesen nicht zu verstehen sind; und wie will man zu Schillers ästhetischer Freiheit kommen ohne den Kantischen Pflichtbegriff! Sodann auch als Einführung in die „eigentliche" Philosophie, in den Grundbegriff des „reinen Willens", in Anschauungen, die sich über empirische Landläufigkeit erheben.

Den skeptischen Empirismus David Humes enthält das 6. Heft, von Franz Kramer unter dem Titel „Das Wesen der Naturerkenntnis" herausgegeben. Die Einführung sagt einem Anfänger zuviel. Brauchbar ist für den Schüler der Anhang. Neben Heft 1 und 3 ist gerade dieses Heft für den ersten Anfang besonders geeignet. Das 7. Heft hebt sich vom Empirismus des 6. Heftes wieder in die „reine" Philosophie in ihrer radikalsten Abstraktion, in die Welt der Hegelschen Dialektik, von der Karl Weidel den „Gang durch die Weltgeschichte" bringt. In der Zeit des „Unterganges des Abendlandes" dürfte diese Lektüre sehr zeitgemäß sein und nachdenkliche Abiturienten besonders anregen. Das Wesen des Geistes und der Geschichte als Fortschreiten zu selbstüberwindender Freiheit: welch sinnvollere Ausdeutung der Geschichte und des Lebens im Zeitalter der Demokratie könnte es geben! (Trotz Hegels Endziel.)

Im ganzen genommen, bewegt sich diese hübsch kartonierte Sammlung, die auch den Vorzug der Billigkeit besitzt (jedes Heft 0,75—1,00 RM.), in der Richtung, die wohl die beste Lösung für die Einführung in die Philosophie auf Deutschlands höheren Schulen verbürgt. Erich Schönebeck.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Wernick, Charlottenburg 4, Krummestr. 29.
Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10.